

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / OKTOBER 1955

5



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Verlagsort Stuttgart

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller

1955

6. Jahrgang
Fünftes Heft – September / Oktober

Schriftleitung:
OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER
für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER
für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP
für Architektur

OTTO HERDING
für Geschichte

ERNST MÜLLER
für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 5.- geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder Post beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle, Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Titelbild: Bildnis der Anna Margaretha Wagenhuber aus Ulm (1748). Museum der Stadt Ulm.

INHALT

Wie Justinus Kerner nach Tübingen kam <i>Von Helmut Paulus</i>	161
Zwei kirchliche Bildthemen aus dem süddeutschen Raum um den Bodensee <i>Von Robert Wildhaber</i>	162
Zur Trachtenkunde in Schwaben <i>Von Richard Schmidt</i>	169
Auf zum Schwarzwald ...! <i>Von Max Lohß</i>	174
Die Musikstadt Trossingen <i>Von Hans Schwenkel</i>	179
An der Alb vorbei <i>Gedicht von Georg Schwarz</i>	181
Die Stifter der Kirche und des Klosters zu Isny <i>Von Gustav Haffner</i>	182
Volkstheater und Theaterspielen <i>Von Hermann Bausinger</i>	183
Abschied <i>Gedicht von Carl Weitbrecht</i>	184
Zur Geschichte der Silberfabrik Bruckmann & Söhne, Heilbronn <i>Von Clara Mayer-Bruckmann</i>	185
Schloß Rosenstein – neue Teilunterkunft des Naturkunde-Museums in Stuttgart <i>Von Ernst Schüz</i>	188
Neues Kriegerehrenmal in Hedingen ..	188
Neues zur Lebensgeschichte Johannes Reuchlins	189
Der Räuber Spiegelberg <i>Von W. Koch</i>	189
Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes	190

Wie Justinus Kerner nach Tübingen kam

Von Helmut Paulus

Es war im Herbst des Jahres achtzehnhundertvier, spät am Abend. Da wanderte ein junger, achtzehnjähriger Mensch – es war ein recht schmächtiges Bürschlein – von Lustnau herüber auf Tübingen zu. Er ging langsam, denn er war rechtschaffen müde. An einem einzigen Tage war er von Ludwigsburg herübergewandert; er hatte sich unterwegs kaum eine Rast gegönnt.

Dort, wo die Lustnauer Straße schon auf die Stadt zuläuft, befand sich ein niederes, langgestrecktes Haus; das hieß das Gutleuthaus und war das Tübinger Armenhaus. Vor ihm befand sich eine hölzerne Bank, und auf ihr ließ sich der junge Mensch nieder, um vor seinem Einzug in die Stadt seiner Sehnsucht ein Weniges auszuruhen. Er legte sein Ränzlein ab und stellte es neben sich auf die Bank. Es war nicht leicht zu tragen gewesen, obgleich die Seinen ihm nur wenig Wäsche hatten mitgeben können, aber es war vollgestopft mit Büchern und mit Manuskripten. Und Bücher und Manuskripte sind eine schwere Last.

Der Jüngling, welcher Justinus Kerner hieß, hatte keine leichten Jahre hinter sich. Der Vater war gestorben, als er noch ein Kind gewesen war. Die Mutter war bitter arm geworden. Da hatten die Verwandten beschlossen, ihn zu einem Zuckerbäcker in die Lehre zu tun. „Er ist der Rechte dazu!“ hatten sie gesagt, „er kann hübsch zeichnen und malen und feine, kleine Verslein machen. Da kann er später einmal seine Torten trefflich verzieren!“

Aber nichts ist es gewesen mit der Zuckerbäckerei, der Justinus hatte andere Dinge im Kopf, er war kreuzungslücklich gewesen und hatte es nicht ausgehalten. Da war er als Lehrling in die herzogliche Tuchfabrik zu Ludwigsburg gekommen, in welcher die Sträflinge aus dem Zuchthaus arbeiteten. Nun mußte er in einem Keller auf hoher Leiter stehen, mußte aus Glanzleinwand Hüllen für die Tuchballen schneiden, die Ballen einnähen, Etiketten beschreiben und an die Stücke heften.

Tag für Tag, fast zwei endlos lange Jahre hindurch, war er in diesem Keller gestanden, und in den Näch-

ten in seinem Bett hatte er oft über sein Geschick geweint, daß am andern Morgen das Kissen naß war. Wenn er nicht verbotenerweise eine Unzahl von Gedichten gemacht hätte – er schmierte sie hastig auf kleine Zettel, und wenn er einen kommen hörte, dann versteckte er sie mit schlechtem Gewissen unter einem Tuchballen – dann hätte er es gar nicht so lange ausgehalten.

Es war ein großes Elend gewesen und das Büblein war immer blasser, trauriger und stiller geworden. Es hatte sich aber einer über den jungen Menschen erbarmt, ein Freund der Ludwigsburger Familie. Das war der Dichter und Professor Philipp Conz, der Jugendfreund Schillers, der so dick war wie ein Berg und in Tübingen Vorlesungen hielt. Der hatte es verstanden, die Bedenken der Familie zu zerstreuen, so daß sich diese endlich doch noch entschlossen hatte, den jungen Justinus studieren zu lassen. . . .

So war er also ausgezogen aus Ludwigsburg und auf dem ganzen Weg über die Ebene und durch den Schönbuch hatte er sich überlegt, was er nun eigentlich studieren wollte und war zu keinem Entschluß gekommen. Sie hatten ihm beim Abschied noch eingeprägt, wie sehr er sparen müsse. So hatte er unterwegs nichts gegessen, um gleich mit dem Sparen zu beginnen, hatte nur ab und zu aus einem Dorfbrunnen einen Schluck Wasser getrunken, weil dies nichts kostete und jetzt saß er auf der Bank vor dem Gutleuthaus – der Mond war schon heraufgekommen – und er war so müde, daß er einschlief.

Sieh, da träumte es ihm, er säße in einer kleinen Stube, über einen Tisch gebeugt, eifrig in Büchern und Kollegheften lesend. Und als er einmal den Blick von dem Tisch hob und ihn durchs Fenster hinausschweifen ließ, da sah er auf der Wiese vor seinem Fenster einen braunen Hirsch, der kam auf Storchenbeinen daher. Er kam herauf zu ihm in seine Stube und stellte sich vor ihm auf und konnte sprechen und befahl ihm mit boshafter Stimme, er müsse ihn nun nach dem System von Linné in eine Klasse stellen und aufschreiben, zu welcher Gattung er ge-

höre. Dem armen Studenten brach der Angstschweiß aus; mit fliegenden Händen blätterte er in seinen Büchern und in seinen Heften hin und her und konnte doch nichts finden in ihnen über dieses sonderbare Tier . . . da erwachte er.

Er sah, wie die Pappeln der Lustnauer Allee sich in heftigem Winde beugten und die zerrissenen Wolken lautlos über den mondhellenden Himmel jagten. Der Wind trieb ein weißes Papier vor sich her, das

wehte er vor seine Füße. Der junge Justinus bückte sich und hob es auf. Er sah, daß es beschrieben war. Da trat er mit ihm in den Lichtschein, der aus einem Fenster des Gutleuthauses herausdrang, um die Schrift zu lesen. Und er fand, daß dieses Papier ein ärztliches Rezept war, unterschrieben von dem Oberamtsarzt Dr. Uhland aus Tübingen. Da entschloß er sich noch in dieser Stunde, dem Schicksalsruf zu folgen und Arzt zu werden. . . .

Zwei kirchliche Bildthemen aus dem süddeutschen Raum um den Bodensee

Von Robert Wildhaber

Das ausgehende Mittelalter ist von einer eigenartigen Frömmigkeit erfüllt; ein näheres Zusehen zeigt sehr bald, daß diese Frömmigkeit nicht immer ganz im Einklang steht mit den Forderungen der Kirche, sondern getragen wird von Gedanken der „Volksfrömmigkeit“, von Gedanken, die sicherlich manchmal von der Kirche sogar geradezu verurteilt werden mußten. Der Lockerung in der Lebensführung, der betonten und wohl auch überspitzten Diesseitshaltung – im Gegensatz zu Jenseitsüberlegungen –, stehen die strengen Forderungen einer geläuterten, religiösen Einstellung gegenüber; der Schwarze Tod, Seuchen und Pest rasen wie apokalyptische Reiter über die Länder Europas. Flagellanten und Geißler mahnen, voll von abstoßend-häßlichem Eifer, an die Nichtigkeit und den Unwert des menschlichen Lebens, dem nicht eine tragende Idee zur heiligen Erfüllung Sinn und Wert verleiht. Totentanz-Darstellungen in Bild und in Theateraufführungen lassen den Gedanken an die Vergänglichkeit nie vergessen; der Anblick großer Christophorusfiguren außen an Kirchenwänden schützt vor einem plötzlichen „unversehenen“ Sterben ohne Sakramente und Reue.

Auch die Kirche selbst stellt sich in den oft etwas laut-propagandistischen Kampf um das Seelenheil. Den Geistlichen stehen Handbücher von Predigt-märlein zur Verfügung, die sie für ihre Ermahnungen an die Gemeinde benützen, weiter ausschmücken und entsprechend auslegen können. Daneben finden sich in Kirchen gelegentlich Bilder, welche aus dieser Geisteshaltung heraus zu erklären und zu verstehen sind, wenn sie vielleicht auch einen etwas apokryphen Charakter haben. Wir dürfen wohl mit Fug und Recht annehmen, daß es früher mehr derartige Bil-

der gegeben haben muß, vor allem in Dorfkirchen, daß sie dann aber den strengeren Maßstäben der Reformation und Gegenreformation nicht mehr genügten und übertüncht oder vernichtet wurden.

Es soll in den folgenden Zeilen auf zwei derartige Bilder hingewiesen werden; sie befinden sich in süddeutschen Kirchen; doch ist das dargestellte Thema, dem internationalen Charakter der mittelalterlichen Kirche gemäß, auch an anderen Orten und in anderen Ländern zu finden.

Eines dieser Bilder beschäftigt sich mit dem Thema, das man als „Sündenregister auf der Kuhhaut“ zu bezeichnen pflegt. Es befindet sich an der linken Mittelschiffwand in der herrlichen St. Georgskirche in Oberzell auf der Insel Reichenau (Abb. 1). Es muß noch im 14. Jahrhundert entstanden sein. Zu beachten ist, daß das Fresko auf der linken, also der Frauenseite, gemalt ist. Die Darstellung ist offenbar mehrmals überolt worden; sie ist nicht mehr in allen Einzelheiten klar. Das Wesentliche ist aber einwandfrei zu erkennen. Die Bildfläche wird beinahe ausgefüllt von einem großen Tierfell; ein Teufel hockt darauf und beschäftigt sich eifrig mit Schreiben. Die Inschrift ist teilweise restauriert; die moderne Philologie nimmt heute eine Fassung als richtig an, welche leichte Änderungen zum Bild aufweist¹; sie lautet:

„Ich wil hie scriben
Von disen tumben wiben:
Was hie wirt plapla gesprochen
Veppigs in der wochen,
Das wirt alles wohl geraht,
So es wirt fur den rihter braht.“

Die Erklärung zu diesem Text bieten die beiden schwatzenden Frauen am oberen Rand des Felles. An



Abb. 1. St. Georgskirche, Oberzell, Insel Reichenau

den Ecken zerrn vier weitere Teufel mit Händen und Füßen die Haut auseinander, um mehr Platz zum Schreiben zu erhalten. So, allein für sich betrachtet, ist das Bild nicht ohne weiteres klar; es fehlt zunächst die Sichtbarmachung eines wichtigen Elementes: daß die beiden Frauen nämlich sogar während der Messe oder der Predigt ihre Klatschsucht nicht unterdrücken können. Dann hat der Maler mit der Darstellung von fünf Teufeln eher des Guten etwas zuviel getan und die ursprüngliche, einfachere Erzählung nicht ganz glücklich wiedergegeben. Denn dieses Bildthema geht letztlich zurück auf die Exempelsammlung der Sermones vulgares, welche Jacques de Vitry (vor 1240 gestorben) zusammengestellt hat zur erbaulichen Benützung durch die Geistlichen. Ein „Exempel“ erzählt von einem Priester, der während eines feierlichen Gottesdienstes einen Teufel mit den Zähnen an einem Pergamentblatt zerren sieht; der Priester frägt ihn nach dem Grunde seines Tuns und erhält die Auskunft, er müsse alle Schwätzer in der Kirche aufschreiben, wozu sein Pergament diesmal nicht ausreiche. Der Priester verkündet diese drohende Gefahr sofort seiner Gemeinde, welche das Vergehen bereut, so daß der Teufel die Namen seiner Opfer wieder streichen muß. In anderen Erzählungen ergeht es dem Teufel aber bedeutend ärger.

Vincenz von Beauvais, dessen Sammlung ebenfalls dem 13. Jahrhundert angehört, schildert, wie ein Kleriker den Teufel als Affen auf dem Fenstersims das Geschwätz der Weiber in der Kirche nachschreiben sieht. Wie sich der Teufel umdrehen will, fällt er hinunter, und der Kleriker bricht in ein lautes Gelächter aus. In anderen Fassungen muß dann der Geistliche für sein Lachen auf irgendeine Art büßen. Häufig handelt es sich auch nicht um einen gewöhnlichen Geistlichen, sondern um einen Heiligen, sei es nun der hl. Gregor, der hl. Martin oder der hl. Beat; infolge ihres störenden Gelächters verlieren diese heiligen Männer ihre Gabe, über das Wasser gehen zu können, ihren Mantel an einem Sonnenstrahl aufzuhängen oder ähnliche Fähigkeiten, welche sie im Zustand der Reinheit ganz selbstverständlich ausüben. Unsere Geschichte ist zunächst durch Prediger verbreitet worden, bald aber wurde sie auch als Sage erzählt und so weit herum bekannt. Im großen und ganzen geht sie nach folgendem Schema: ein Teufel hält sich während des Gottesdienstes irgendwo in der Kirche auf und schreibt die Namen der Schlafenden, Ruhestörer und Schwätzer auf eine Tierhaut auf; diese Haut reicht dann meistens nicht aus, so daß er sie in die Länge ziehen muß und dabei aus Unge-
schick den Kopf anschlägt. Das reizt einen Zuseher



Abb. 2. Holzschnitt aus dem Buch des Ritters vom Turn, von den Exempeln der Gottesfurcht und Ehrbarkeit
Basel 1493

zum Lachen, wofür er dann selbst aufgeschrieben wird. So oder ähnlich finden sich Fassungen der Sage in Island, Dänemark, Deutschland, Österreich, der Schweiz, bei den Letten, Esten, Finnen, Sorben und Kleinrussen². Abgeschwächt hat sich die Vorstellung in Redensarten bis in unsere Zeit erhalten; wer kennt nicht die Wendung „Das geht auf keine Kuhhaut“ oder, wie Fischer in seinem Schwäbischen Wörterbuch (4, 826) sagt, „Der schwätzt e(ine) ganze Kühaut voll“.

Neben dem Reichenauer Fresko gibt es auch noch andere zeitgenössische Schilderungen des Themas in Plastik, Malerei und in Drucken. Eines der bekanntesten Bilder dürfte ein Holzschnitt aus dem berühmten Werk des Ritters vom Turn sein, das 1493 als Übersetzung einer französischen Novellensammlung beim Drucker Michael Furter in Basel herauskam (Abb. 2). Wir sehen darauf, „wie der tufel hynder der mesz die klapperig etlicher frowen vff schreib / vnd jm das berment zuo kürtz wart / vnnd ers mit den zenen vss eynander zoch“. Dieses Pergament wird dann als vollgültiges Beweisdokument vom Teufel dem Sterbenden auf dem Totenbett vorgehalten, um ihn zur Verzweiflung zu bringen; so erzählt es uns wenigstens Anton Birlinger (Volksthümliches aus Schwaben; Freiburg i. Br. 1861 Bd. I, S. 279, Nr. 439). Wir wollen hier aber nicht auf weitere Fälle von „himmlischer – oder höllischer – Buchführung“ eingehen, sondern nur als Abschluß dieses Bildthemas noch erwähnen, daß in der Heiligen-Vita des Abtes

Aichadrus von Gemeticum aus dem 11. Jahrhundert bereits erzählt wird, wie ein Teufel in einem Winkel der Zelle des Heiligen sitzt und Aufzeichnungen macht, als dieser an einem Sabbat nach der neunten Stunde sich noch die Haare schneiden ließ. Der Grund für das Aufgeschriebenwerden ist hier also ganz allgemein die Übertretung des Sonntagsheiligungsgebotes. Und darum geht es nun auch beim anderen Bild, das wir noch betrachten wollen. Es hat sich dafür die Bezeichnung „Feiertags-Christus“ eingebürgert.

Bei diesen Darstellungen befindet sich meist in der Mitte Christus als Einzelfigur; er steht groß da, bekleidet nur mit dem Lendenschurz, entweder als bäriger Mann oder dann eher als Jüngling. In den meisten Fällen sind seine Hände erhoben und zeigen die geöffneten Flächen, welche gelegentlich auch mit den Wundmalen versehen sind; diese Haltung dürfte ein „Vorweisegestus“ sein; äußerlich entspricht sie der Orantenhaltung. Auf anderen Fresken hält Christus seine Arme, leicht ausgespreizt, nach unten; es mag sein, daß hier ein Zusammenhang mit Erbärmdebildern vorliegt. Als Ausnahme steht neben Christus auch etwa eine weitere große Heiligenfigur, und ebenfalls nur in ganz wenigen belegten Fällen sehen wir nicht Christus abgebildet, sondern eine weibliche Heilige. Ob es sich hier jeweils um eine Art von hl. Kümmernis-Darstellungen handelt, möge dahingestellt bleiben. Das Charakteristikum aller derartiger Bilder besteht darin, daß Christus umgeben ist von einer ganzen Menge von Geräten; meist richten sie sich spitz und drohend gegen seinen nackten Leib, gelegentlich ritzen sie ihn oder dringen sogar in ihn ein. Oft führen auch Blutlinien von diesen Geräten zu Christi Wundmalen oder sonst zu Teilen seines Körpers. Die Anordnung dieser Geräte wird von den Malern in ganz verschiedener Weise durchgeführt: sie können radial um seinen ganzen Leib aufgeteilt sein; sie können sich auch nur wie eine Aureole um sein Haupt legen; schließlich können sie aber auch mehr oder weniger regellos auf der ganzen Fläche verteilt oder gruppiert sein. Es steht den Malern ferner eine weitere Gestaltungsmöglichkeit offen: anstatt nur die Geräte allein zu zeigen, können sie uns deren Anwendung in kleinen Szenen vorführen. Es gibt auch Bilder, auf denen diese beiden Arten gemischt zu sehen sind.

Es ist mit Nachdruck zu betonen, daß es sich bei diesen Geräten nicht um die Marterwerkzeuge, die „arma Christi“, handelt, wenn schon das eine oder andere sich dabei befinden mag. Sondern es sind Geräte oder Schilderungen von Arbeiten, mit denen

man am Sonntag Christus verletzt, weh tut, seine Wundmale erneuert. Das Gebot der Sonntagsheilung wird übertreten und damit eine Tat begangen, deren Bekämpfung sich die Kirche besonders angelegen sein ließ. Das scheint damals so nötig gewesen zu sein, daß eine beständig mahnende Bilddarstellung gewählt werden mußte. Die bis jetzt bekannt gewordenen Bilder stammen vom Ende des 14. Jahrhunderts; sie finden sich häufiger im 15. und nur noch mit Nachläufern am Anfang des 16. Jahrhunderts. Zu beachten ist jeweils auch, mit welchen anderen Themen sie zusammengestellt wurden. Mehrmals finden sich Abbildungen des hl. Christophorus oder der sogenannten Gregoriusmesse daneben oder wenigstens ganz in der Nähe. Es zeigt sich ganz entschieden, wie im Volksempfinden jener Zeit die Gestalt und das Leiden Christi im Mittelpunkt stehen; der Marienkult tritt fast ganz in den Hintergrund, wenigstens für eine Zeit. Das 14. und teilweise noch das 15. Jahrhundert kennt die religiösen Bewegungen, die in Christus ihr Zentrum sehen. Wir haben hier eine der lebendig fließenden Quellen, die bis in unsere Tage in ländlichen Gebieten – im volkstümlichen Bereich, wohlverstanden – nicht versiegt sind.

Ob die gezeigten Geräte jeweils besondere Bedeutung für den betreffenden Ort haben, ob sie eigentliche, wunde Stellen der Sonntagsheiligung der betreffenden Pfarrkinder andeuten wollen, ist zwar denkbar, es braucht aber nicht der Fall zu sein, vor allem dann nicht, wenn der Maler nicht vom Orte selbst stammte, sondern ein Wanderkünstler war, oder wenn irgendeine Vorlage oder Beeinflussung mitentscheidend an der Gestaltung formte. Daß aber eindeutig das Motiv der Sonntags- und Feiertagsheilung gemeint war, erweist sich durch Inschriften auf einigen wenigen Bildern. Als Beleg möge hier ein Einblattdruck eines Basler Druckers aus den siebziger Jahren des 15. Jahrhunderts abgebildet werden (Abb. 3). Auf diesem Druck illustrieren zwei Holzstücke je fünf der zehn Gebote Gottes mit einer kleinen Szene und einem darunter stehenden Begleittext. Beim dritten Gebot sehen wir auf der rechten Bildhälfte Christus in der bereits erwähnten Haltung; am rechten Bildrand sind übereinander Geräte angeordnet: Ketthammer (?), Schuh, Schere, Zimmermannsbeil, Würfel, Weberschiffchen (?), Klappmesser und Hammer. Der Vorstellungskreis ist insofern erweitert, als auf der linken Bildseite ein Geistlicher von der Kanzel herunter zwei Zuhörern predigt. Unter dem Bilde steht: „Das dritte [nämlich: Gebot] gedenke, das dv den fiertag vñ noch wortē vnd werke • di lesterē.“

ten vnd werken“. Damit bestätigt ein Dokument der Zeit, was damals mit dem Bilde gemeint war und darunter verstanden wurde. Aufforderungen, die Gebote Gottes zu halten, finden sich auch sonst in Einblattdrucken und Holzschnitten des 15. Jahrhunderts. Ein Bild aus der Fürstenbergischen Sammlung zu Donaueschingen (Abb. 4) bringt in sinnbildlicher Darstellung den gleichen Gedanken in vereinfachter, verkürzter Form. Beim dritten Gebot ist an Stelle des Verbotes der Sonntagsarbeit und der Mahnung zur Sonntagsruhe nun die eigentliche Aufforderung zum Besuche des Gottesdienstes durch das Symbol der Glocke getreten. Die zehn Bildchen stellen dar: Rosenkranz, Schwurhand, Glocke, Elternpaar, Speer, Hahn, Strang (für den Galgen), Schreibfeder, Frauenkopf in Herz und Herz mit Geldstück.

Ein solcher Feiertags-Christus findet sich im Chor der Pfarrkirche zu Eriskirch bei Friedrichshafen am Bodensee (Abb. 5)³. Er dürfte ungefähr um 1400 entstanden sein. Der Erhaltungszustand des Bildes läßt leider nicht alle dargestellten Gegenstände mit Sicherheit deuten. Nur mit Zögern glaube ich links oben einen Kamm (?) zu erkennen. Der Gegenstand daneben könnte ein Musikinstrument (Laute?) sein.



olt dn Das dritte gedencke D
t vppig das dv den fiertag vñ
ndt ne heiligest mit guten h
noch wortē vnd werke • di
lesterē. lig

Abb. 3. Einblattdruck; aus Albert Schramm, Der Bilderschmuck der Frühdrucke. Bd. 22: Die Drucker in Basel, 2. Teil. Leipzig 1940. Tafel 191, Abb. 1277

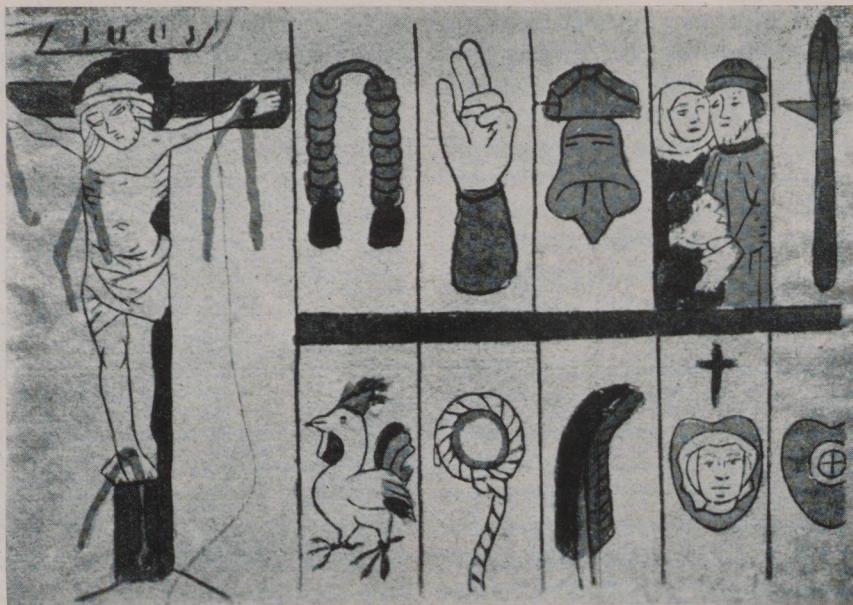


Abb. 4. Holzschnitt; Wilhelm Molsdorf, Christliche Symbolik der mittelalterlichen Kunst.
2. Auflage. Leipzig 1926. Tafel 8

Auch ein Spiegel und eine Goldwaage dürften sich am oberen Rande links befinden. Die Gestalt, welche die Zunge herausstreckt, möchte ich im Gegensatz zu Eggart, der in ihr „ein Beispiel derber Künstlerlaune“ sieht, eher als eine Übernahme aus den „arma Christi“ auffassen, wo in abgekürztem Verfahren die „Personenbüsten“ vorkommen. Daneben soll ein Teufel sich davonschleichen. Auch eine Maurerkelle und ein Rad mit gut durchgeführter Nabe sind zu sehen. Auf der rechten Bildseite unten sind ein Krug und ein Zimmermannsbeil; ferner glaubt Eggart ein Flachsbindel zu erkennen (was zur Bildbedeutung gut passen würde). Neben bloßen, alleinstehenden Geräten haben wir hier auch eine hübsche, kleine Szenenschilderung: zwei Weingärtner, welche Trauben in ein Gefäß legen. Als weitere dargestellte Objekte sind erkenntlich ein Boot, eine Sense, ein Dreschflegel (?), ein Stehruder und eine Fischreuse. Zur Sinngebung, die Eggart dem Bild zusprechen möchte, daß nämlich der Heiland – oder der „Schmerzensmann“, wie er auch sagt – die arbeitenden Stände in seine Hut nehme, müßte ich entgegenhalten, daß es einwandfrei in den Rahmen der in ganz Europa vorkommenden Feiertags-Christusbilder gehört. Sicherlich handelt es sich um das Verhältnis der Berufe und Stände zu Christus, und zwar in sehr sinnenfällig einprägsamer Art, aber diese Beziehung ist als warnende Aufforderung gemeint. Sie richtet sich in erster Linie an die Berufe, welche im Ort selbst tätig sind (und läßt also möglicherweise

einen einheimischen oder mit der Gegend vertrauten Maler voraussetzen): Fischer, Schiffer, Bauer und Weingärtner in erster Linie. Die Aufforderung mag aber auch an viele andere Leute ergangen sein, wenn wir bedenken, „daß Eriskirch im Mittelalter ein bedeutender schwäbischer Muttergottes-Wallfahrtsort war, an dem Angehörige aller Berufe Einkehr hielten“⁴.

Dieser Bildtypus steht in Süddeutschland nicht vereinzelt da. Im Herbst 1953 fand man im Chor der St. Jodokuskirche von Ravensburg, anlässlich von Renovierungsarbeiten, hinter dem Baldachin des Chorgestühls Reste eines alten Wandbildes (Abb. 6), um deren Befreiung sich Herr Dekan E. King, Stadtpfarrer von Ravensburg, in sehr dankenswerter Weise bemühte. Ein Restaurator, Herr Manz aus Stuttgart, wurde auf Veranlassung und Vorschlag des Landesamtes für Denkmalpflege Tübingen mit der Wiederherstellung beauftragt. Die eigentliche Untersuchung und Bildrekonstruktion wurde darauf von Herrn Artur Kalbhenn, Kirchenmaler und Restaurator in Kaiserslautern (Rheinpfalz), durchgeführt. Herr Pfarrer King und Herr Kalbhenn haben mir auf die liebenswürdigste Art mit Angaben und Bildern meine Anfragen erleichtert; es ist mir deshalb etwas peinlich, ihren Deutungsversuchen nicht zustimmen zu können. Sie glaubten nämlich, das Bild als eine Darstellung des Schutzheiligen der Zünfte und Handwerke, St. Jodokus, anzusehen zu dürfen; denn die Handwerke waren – und sind es heute noch – beson-

ders stark im Pfarrbezirk der St. Jodokus Kirche vertreten. Das kann nun natürlich auch einfach nur sagen, daß die Mahnung, von der Sonntagsarbeit abzulassen, besonders dringend und nötig war. Denn auch beim Ravensburger Fresko handelt es sich eindeutig um den besprochenen Bildtypus. Hier sind die Arbeitsgeräte in Aureolenform um Christi Kopf angeordnet. Die Bildfläche weist – nach Angabe des Restaurators – elf Fehlstellen auf. Auch sind zahlreiche Retuschen vorgenommen worden, so daß eine Wiederherstellung des Bildes sicherlich nicht leicht war und vielleicht auch mehr als nur eine einzige Deutung zulassen dürfte. Die Gegenstände der oberen Bildhälfte (Schere, Stechsaufel, Gabel, Besen, Lägeli) sollen der Beschäftigung mit dem Weinbau zuzuweisen sein; doch scheint mir dies nicht überall schlüssig und selbstverständlich festzustehen. Wenn in der Nähe des oberen, linken Bildrandes ein Kelch mit einer darüber schwebenden Hostie zu erkennen ist, so dürfte dieses Motiv aus der „Gregoriusmesse“ herübergenommen sein, die wir ja bereits als mit unserem Bild verwandt erwähnt haben. Ich möchte mich für die folgenden Deutungen am liebsten auf die Angaben des Restaurators stützen, da ich das Bild selbst nicht kenne: links unten eine jugendlich-männliche Gestalt mit einem kronenähnlichen Schmuck auf dem Haupt, die auf einem Ruhebett liegt; darüber ist ein Tier (Reh?); rechts oben am Bildrand seien unter einer Pilgerfahne mit einer darüber hängenden Pilgertasche Gerätschaften gemalt, die als Pestschutz anzusprechen sind (auf der mir zur Verfügung stehenden Abbildung konnte ich diese Objekte nicht erkennen). Die Spuren einer einst vorhandenen Schrifttafel sagen nichts mehr aus. Eine Beeinflussung zwischen Eriskirch und Ravensburg scheint mir sehr wahrscheinlich zu sein; Kirchenarchive und Baurechnungen vermöchten hier vielleicht weitere Einblicke zu vermitteln.

Die übrigen derartigen Bilder sollen nur skizzenhaft in ihrer Verbreitung angedeutet werden⁵. Im oberdeutsch-schweizerischen Raum gibt (oder gab) es die gleichen Freskentypen in der Kirche St. Johann Baptist in Frauenfeld-Kurzdorf (1915 zerstört), in der Kirche von Ormalingen (Kanton Basel-Land) und im kleinen Kirchlein von Reutigen (Kanton Bern; 1953 restauriert). Vier rätoromanische Gemeinden des Kantons Graubünden weisen ebenfalls einen Feiertags-Christus auf: Räzüns, Waltensburg-Vuorz, Brigels und Schlans. Dazu treten dann in der Südschweiz und in Mittitalien: Tesserete (Kanton Tessin), San Miniato al Monte oberhalb von Florenz und Castel S. Angelo in Umbrien. Eine weitere Gruppe findet sich in Südtirol und den anschließenden Gebieten:



Abb. 5. Eriskirch. Aufnahme: Württ. Landesamt für Denkmalpflege

Taufers, Tartsch, Jaufental bei Sterzing, Mühlbach, St. Ulrich in Gröden, Campitello di Fassa und Tesero im Fleimstal. Kärnten, Böhmen und Slowenien besitzen zusammen zehn solcher Bilder, und Südengland, Cornwall und Wales deren vierzehn. Es ist sehr wohl anzunehmen, daß auch damit die Liste nicht ganz vollständig ist, sondern daß weitere derartige Bilder in kleinen Landkapellen und Dorfkirchen bei einer gründlichen Inventarisierung zum Vorschein kämen; einzelne mögen auch unter einer Übertünchung ihrer Neuentdeckung harren.

Daß das Thema dieser Bilder von ganz außerordentlicher Wichtigkeit für das Arbeitsethos und das soziale Leben war, möge doch wenigstens zum Abschluß gestreift sein. Seitdem unter Kaiser Konstantin im Jahre 321 das erste „Sonntagsgesetz“ herausgegeben wurde, haben sich Kirchensynoden immer und immer wieder mit Erlassen über Sonntagsarbeit und Sonntagsheiligung zu befassen gehabt; auch in den germanischen Rechtsbüchern finden sich entsprechende Bestimmungen; am strengsten werden sie wohl in den Gesetzen der vier norwegischen Thingbezirke gefaßt. Wir kennen die Sabbatheiligungsgebote aus dem Alten und Neuen Testament; der zweite Abschnitt des siebten Kapitels des ersten, jüdischen Mischnatraktes führt vierzig „verbottene Hauptarbeiten am Sabbat“ an. Alle spätmittelalterlichen Dorfordnungen, Weistümer und Zunftbestimmungen sind voll von derartigen Vorschriften. Die Prediger wiesen nachdrücklich auf das Gebot der Sonntagsheiligung hin;



Abb. 6. Ravensburg, nach der Restaurierung

eigene „Predigtmärlein“ schilderten das Schicksal der Übertreter; Sagen und Legenden (die hl. Dienstmagd Notburga und ihre Sichel, welche bei Feierabend in der Luft hängen bleibt) wissen mahnend, warnend, drohend solche Ereignisse vor Augen zu halten. Damit würden nun die eigenartigen und mannigfältigsten Arbeitsverbote im Brauchtum überhaupt im Zusammenhang stehen: die Spinnverbote, deren Einhaltung von „Frau Faste“ überwacht wird, die Verbote, Schere und spitze Geräte zu bestimmten Zeiten zu verwenden, Wäsche aufzuhängen und dergleichen mehr in Hülle und Fülle. Auch die eigenartige Erscheinung der Sonntags- und Himmelsbriefe müßte hier eingeordnet werden. Damit die Mahnung augenfällig wirksam bleibe, wurden dann eben auch an gut sichtbarer Stelle – häufig an der Außenwand der Kirche – unsere Bilder des Feiertags-Christus angebracht, auf denen die Geräte nun ein unheimliches Leben erhalten. Im bäuerlichen Denken brauchen die Geräte eben nicht schlechthin „Objekte“ zu sein; es können mit ihnen geheimnisvolle Glaubensvorstellun-

gen verbunden sein, oder – um eine Prägung des Wiener Leopold Schmidt zu verwenden – wir ahnen etwas von der „Gestaltheiligkeit im bäuerlichen Arbeitsmythos“.

¹ Man vgl. dazu Götz, in: Zeitschrift für Mundartforschung 11 (1935) 164; Schweiz. Archiv für Volkskunde 24 (1923) 112; Franz Beyerle, Seelenwage und Sündenregister, in: Zeitschrift für deutsches Altertum 60 (1923) 230–232.

² Eine eingehende Aufzeichnung der Sagen und eine weitere Behandlung des Themas, mit der dazugehörigen Literatur, ist vom Verfasser fertiggestellt; sie wird dieses Jahr als Aufsatz in einem Band der Folklore Fellows Communications erscheinen.

³ Vgl.: Hermann Eggart, Die spätgotischen Wandmalereien in der Pfarrkirche zu Eriskirch. In: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 61 (1934) 66–79. Ferner: Derselbe, Das spätmittelalterliche Bildthema vom Schmerzensmann inmitten von Arbeitsgeräten. In: Bodensee-Geschichtsverein, heimatkundliche Mitteilungen 2 (1938) 60–62.

⁴ Eggart, Spätgotische Wandmalereien 73.

⁵ Eine eingehende Behandlung des ganzen Themas mit der Angabe der Literatur wird als Aufsatz des Verfassers noch in diesem Jahr in der Zeitschrift für schweizerische Archaeologie und Kunstgeschichte erscheinen.



1. Grabstein des Schultheißen Sebastian Zeller († 1617)



2. Grabstein des Sebastian Zeller († 1615)

Zur Trachtenkunde in Schwaben

Von Richard Schmidt

Tracht ist die Kleidung eines bestimmten Standes, wie sie in einer stammesmäßig oder landschaftlich begrenzten Gegend und während eines beschränkten Zeitraumes getragen wird.

Wenn sich heute das Interesse vor allem auf die bäuerlichen Trachten konzentriert, denen diese Abhandlung gilt, so ist das darauf zurückzuführen, daß sie sich am längsten lebensfähig erwiesen haben und ihr Vorkommen, im Gegensatz zu den bürgerlichen Trachten, in die Gegenwart hineinreicht.

Bei der Erforschung der Trachten spielt naturgemäß die Frage nach Herkunft und Alter eine nicht unwichtige Rolle. Dabei hat es nicht an Versuchen gefehlt, die bäuerlichen Trachten oder wenigstens einzelne Kleidungsstücke von frühgeschichtlichen Kleiderformen abzuleiten. Man kann darin aber nur ein Spiel mit unerwiesenen Hypothesen erblicken, denn sie reichen, wie hier kurz dargelegt werden soll, nicht in so frühe Zeiten zurück.

Erst im späten Mittelalter betritt die Trachten-



3. Schwäbisches Bauernbrautpaar. Kupferstich 1. Hälfte 17. Jahrhundert



4. Bauer aus der Nürnberger Gegend. Kupferstich 1. Hälfte 18. Jahrhundert

forschung gesicherten Boden. Vergleichen wir die zahlreichen Bauerndarstellungen dieser Zeit, so können sie zwar dank der Tatsache, daß die Namen der Künstler, die sie geschaffen haben, großenteils bekannt sind, lokalisiert werden, es ist jedoch praktisch unmöglich, landsmannschaftlich differenzierte Kleiderformen zu erkennen, also das, was man heute unter Trachten versteht.

Trotzdem geht offenkundig eine gemeinsame Linie durch die Schilderungen des Bauern in Graphik, Malerei oder Plastik, nämlich die ständische Bindung seiner Kleidung. Der gegenüber tritt der regionale Einschlag völlig zurück. Wenn diese Beobachtung für das späte Mittelalter zutrifft, so hat sie für das frühe noch umfassendere Geltung.

Eine Lockerung dieser ständischen Bindung der Kleidung lässt sich zuerst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erkennen, allerdings nur in der Stadt, wo Kleiderordnungen¹ nicht nur gegen den überhandnehmenden Luxus, sondern auch – und das ist in diesem Zusammenhang wichtiger – gegen den vom bisher Üblichen abweichenden Schnitt der Kleidung erlassen wurden. Ziehen wir zeitgenössische Bilder zum Vergleich heran, so ist unschwer festzustellen, daß sich diese Verbote gegen ausgesprochen modische Formen richten, wie sie der Adel trug.

Es ist eine alte Erfahrungstatsache, daß eine Locke-

itung des Herkommens in der Stadt, in unserem Falle in Beziehung auf die Kleidung, eine solche auf dem Lande nach sich zieht. Dies liegt um so näher, als die Kleidung des einfachen Städters, „des armen Mannes in der Stadt“, wie die spätmittelalterliche Bezeichnung dieses Bevölkerungssteiles lautete, sich vielerorts von der des Bauern nicht unterschied. Zahlreiche Holzschnitte, Stiche usw. sind dafür ein einwandfreier Beweis.

Auch die Literatur geht an der Aufnahme städtischer Kleiderformen durch die bäuerliche Bevölkerung nicht vorüber. Selbst wenn man die satirische Absicht in Sebastian Brandts „Narrenschiff“ nicht verkennt, ist das, was er über den bäuerlichen Aufwand schreibt, bezeichnend:

„Der Zwilch schmeckt ihnen nicht mehr sehr,
Sie wollen keine Joppen mehr;
Es muß sein leydisch und mechelsch Kleid
Und ganz zerhacket und gespreit
Mit aller Farb, Wild über Wild
(= Pelz über Pelz)

Und auf dem Ärmel ein Gukucksbild.“

Deutlicher kann auf das Eindringen städtischer Stoff-, Farb- und Schnittarten nicht hingewiesen werden. Diese Entwicklung vollzog sich im 16. Jahrhundert, das die Neuzeit heraufführte, in dem zwei elementare Ereignisse Deutschland erschütterten, die Refor-

mation und der Bauernkrieg, dieser nicht nur ein Aufstand der Unterdrückten, sondern auch eines Standes, der sich seines Wertes bewußt geworden war. Sie haben dazu beigetragen, die Bindungen des mittelalterlichen Menschen zu lockern.

In welchen Etappen dieser Vorgang verlief, wissen wir nicht, da bisher aus diesem Jahrhundert kein Bild eines schwäbischen Bauern bekannt geworden ist, dessen Kleidung als ausgesprochene Tracht bezeichnet werden könnte.

Um so wichtiger sind daher drei bisher kaum beachtete Bauerndarstellungen, die diese zwischen Mittelalter und 18. Jahrhundert klaffende Lücke ausfüllen. Die früheste, ein bärgerliches Brautpaar, begegnet uns auf einem Stammbuchblatt aus dem Jahre 1601 (abgebildet in Heft 3 der „Schwäbischen Heimat“, Jahrgang 1953, Seite 110). Da das Blatt einem Tübinger Stammbuch entnommen ist, ist mit großer Wahrscheinlichkeit eine Tracht der Tübinger Gegend dargestellt. Eine Ergänzung zu dieser Zeichnung bilden zwei an der Kirche in Heimerdingen, Kreis Leonberg, stehende, hier zum erstenmal ver-

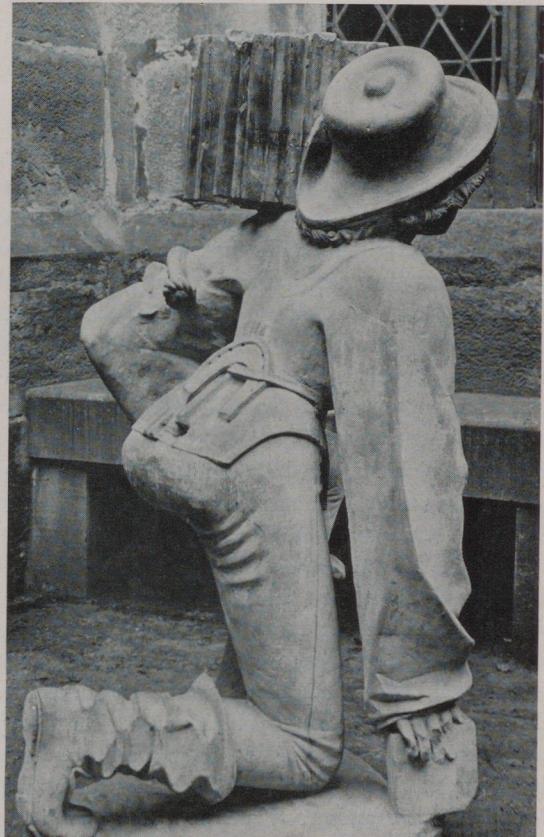
öffentlichte Grabsteine (Abbildung 1 und 2) des am 1. Oktober 1617 im Alter von 54 Jahren verstorbenen Schultheißen Sebastian Zeller und seines Sohnes gleichen Namens, der ihm, erst 22 Jahre alt, 1615 im Tode vorausgegangen war. Auf beiden Steinen sind die Verstorbenen nahezu in Lebensgröße mit allen Einzelheiten ihrer Kleidung wiedergegeben. Der zeitliche Abstand zwischen der Entstehung der Zeichnung der Tübinger Tracht und den Grabsteinen aus Heimerdingen ist so geringfügig, daß er außer Betracht bleiben kann.

Doch bleiben wir vorerst bei den Grabsteinen: Vater und Sohn tragen, von geringen Abweichungen abgesehen, die gleiche Kleidung, einen langen, bis zu den Knien reichenden Rock, dessen Schoß in Falten liegt. Der Rock hat einen liegenden Kragen, aber nur auf der rechten Seite einen Aufschlag. Beim Vater besitzt er in Hüfthöhe die Klappe einer Tasche. Auf der Schulter, wo der Ärmel eingesetzt ist, befindet sich ein Wulst. Der Rock wird offen getragen, eine Vorrichtung, ihn zu schließen, fehlt.

Unter dem Rock tragen Vater und Sohn ein über



5. Kanzelträger in der Stiftskirche Öhringen



6. Kanzelträger in der Stiftskirche Öhringen



7. Bildnis der Anna Margaretha Wagenhuber aus Ulm

die Hüften reichendes Kleidungsstück – wir wollen es Wams nennen –, dessen Vorderteile übereinander greifen und dessen Säume mit einer geflochtenen Borte eingefäßt sind. In der Hüfte hält es ein schmaler, mit zu Schleifen gebundenen Nesteln besetzter Gürtel zusammen. Da auch an dem Wams keine Knöpfe zu sehen sind, dürfte der Gürtel die einzige Vorrichtung zum Schließen des Wamses gewesen sein. Beim Vater ist dieses Kleidungsstück mit Schlitten versehen, durch die wahrscheinlich ein andersfarbiges Futter hervorsah.

Vater und Sohn tragen bis auf die Knie reichende Lederhosen, deren Latz mit Nesteln zugebunden ist. Über den Knien sind die Hosen mit Borten besetzt. Die Unterschenkel sind mit Strümpfen bekleidet, die Füße mit Halbschuhen, die beim Vater mit Hilfe eines durch Laschen gezogenen Riemens enger geschnallt werden können. Als einziges Zugeständnis an die gleichzeitige städtische Mode, tragen beide Hemden mit enggefalteter Halskrause. Da Vater und Sohn festtäglich gekleidet sind, wozu vor allem der lange Überrock gehört, sind sie bewaffnet: der Schultheiß als Amtsperson mit dem langen Reiterdegen, sein Sohn mit der Bauernwaffe, dem Wehrlein, einem halblangem Säbel, der hier ohne Korb

ist. Die Waffen hängen an schmalen, auf der rechten Hüfte aufsitzenden, lockeren Riemen. In der Rechten hält der Vater einen hohen Hut mit flacher Krempe und abgerundetem Kopfteil, um den eine Borte gelegt ist.

Vergleichen wir die Tracht des Heimerdinger Schultheißen und seines Sohnes mit der des Bauern aus der Tübinger Gegend, so ist die Übereinstimmung groß. Hosen und Hemd sind gleich, sehr ähnlich das an der Hüfte mit Nesteln besetzte Wams, das aber auf der Zeichnung des Tübinger Bauern kürzer zu sein scheint. Die hohen Stiefel und der Hut mit seitlich und hinten aufgebogener Krempe brauchen nicht unbedingt als unabänderliche Eigenheiten der Tübinger Tracht angesehen zu werden.

Das Stammbuchblatt ermöglicht es, ein auf einem Stich des frühen 17. Jahrhunderts abgebildetes Brautpaar, das trotz beigefügter Verse in schwäbischer Mundart bisher der Frankfurter Umgebung zugeteilt wurde, einwandfrei für den schwäbischen Trachtenbereich in Anspruch zu nehmen (Abb. 3). Zugleich gibt dieser Stich einen Hinweis auf den langen Rock der beiden Heimerdinger; er wird von den im Hintergrund die Kirche verlassenden Bauern getragen und war somit ein Feiertagsgewand (Kirchenrock).

Dieser Rock kommt noch hundert Jahre später, nur wenig verändert, in der Gegend von Nürnberg vor, wie ein Stich² mit Trachten aus der Umgebung dieser Stadt ausweist (Abb. 4). Auch das darunter getragene Wams stimmt in Schnitt und Verzierung mit dem der schwäbischen Bauern überein; nur die Nestel, eine anscheinend ausgesprochen schwäbische Eigenheit, fehlen.

Das Vorkommen bei Nürnberg ist um so bemerkenswerter, als dadurch der Nachweis gegeben ist, daß diese Kleidungsstücke sowohl in Schwaben wie in Franken üblich waren und sie folglich auf ein gemeinsames Vorbild zurückgehen müssen. Dadurch wird aber auch die eingangs vertretene Ansicht bestätigt, daß der Bauer im späten Mittelalter eine regional kaum differenzierte Standestracht trug. Nur so ist es erklärlich, daß im Schnitt so charakteristische Kleidungsstücke wie der Rock mit dem einseitigen Aufschlag oder das Wams mit den übereinandergreifenden Vorderteilen in zwei weit auseinanderliegenden und zudem stammesmäßig getrennten Gegenden auftreten können.

Es soll daher hier der Versuch gemacht werden, das gemeinsame Vorbild aufzufinden. Zuerst für das Wams: Wir ziehen dazu eine etwa lebensgroße Steinplastik eines knienden Mannes heran, die einst als Tragfigur für die Kanzel der Stiftskirche in

Ohringen diente (Abb. 5 und 6). Sie ist in doppelter Hinsicht beachtenswert, einmal als Werk des bekannten österreichischen Bildhauers Pilgram, sodann, weil sie die Kleidung eines einfachen Mannes aus dem Volk, wahrscheinlich eines fronenden Bauern, bis in die Einzelheiten getreu wiedergibt. Der Kniende trägt einen runden, anscheinend aus Filz hergestellten Hut mit vorne aufgeschlagener Krempe, ein Wams mit übereinander geschlagenen Vorderteilen, kurzen Schößen und überlangen Ärmeln, das in der Hüfte von einem schmalen Riemen, unter dem Hals von einer kräftigen, durch Ösen gezogenen Schnur zusammengehalten wird. Die Hosen sind eng anliegend und stecken in bis zu den Waden reichenden merkwürdig geschnittenen Stiefeln mit dünnledernen Schäften, die oben umgeklempt getragen werden. Diese Tracht hat städtisches Gepräge; von dem Bauern im Zwilchrock, wie ihn noch Dürer in einem Stiche von 1519 zeichnet, ist hier jedenfalls nichts zu bemerken.

Die grundsätzliche Ähnlichkeit dieser Kleidung mit der der schwäbischen Bauern aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts kann nicht übersehen werden. Hier wiederholt sich das merkwürdige Übereinandergreifen des Wamses und dessen weites Auseinanderklaffen am Hals; man kann sogar in der Schnur, die den Halsausschnitt zusammenhält, den Vorgänger der Nestel erblicken, die für die knopflose Kleidung der Bauern in Schwaben noch im 17. Jahrhundert charakteristisch gewesen zu sein scheinen. Wer denkt dabei nicht an den Spottnamen „Nestelschwab“, der uns bei den Sieben Schwaben begegnet?

Auch das geschlitzte Wams des Schultheißen Zeller geht auf die Zeit um 1500 zurück, auf die „zerhackte“ Kleidung, die schon in den Kleiderordnungen des 15. Jahrhunderts genannt und, wenn auch ohne Erfolg, verboten wurde. Sie hat später in der Landsknechtstracht ihre übertriebenste Ausbildung erfahren. Aus derselben Zeit dürfte der Kirchenrock stammen, für den sich als Vorbild die vom gehobenen Bürgertum getragene Schaube anbietet, ein dunkler mantelähnlicher, oft mit Pelz besetzter oder gefütterter Überrock, der auch ärmellos getragen wurde.

Zur Unterstützung der hier vertretenen Ansicht, daß sich die bäuerliche Tracht im Sinne einer lokal differenzierten Standeskleidung erst im Laufe des 16. Jahrhunderts aus städtischem Vorbild entwickelt hat, sei noch ein zweites interessantes Vorbild herangezogen.

In der Umgebung der Stadt Ulm wurde in den evangelischen Gemeinden, d. h. im ehemals reichsstädtischen Gebiet, von den unverheirateten Mäd-



8. Chorgestühl des Ulmer Münsters: Hellespontische Sibylle

chen bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts³ ein merkwürdiger Kopfputz aus Flachszöpfen in rosseliner Hülle getragen (Abb. 9), die zu einem stattlichen Nest gelegt sind. Auf dem Haupt wurde dieses entweder von einem breiten Seidenband oder von zwei Laschen festgehalten, durch die ein Haarstecker gesteckt wurde. Dieser Kopfputz ist in der „Schwäbischen Heimat“ schon einmal erwähnt worden. A. Walzer weist in seiner Beschreibung des Heimatmuseums in Langenau auf die Einmaligkeit dieses Putzes hin und gibt der Meinung Ausdruck, er sei von den Perücken der Ulmer Damen des 18. Jahrhunderts angeregt worden. Das ist in dieser Form nur teilweise zutreffend; in Wirklichkeit reicht seine Entstehungsgeschichte viel weiter zurück. Sein Urbild begegnet uns schon bei der Büste der Hellespontischen Sibylle am Chorgestühl des Ulmer Münsters (Abb. 8), die als junge vornehme Frau in modischer gotischer Tracht dargestellt ist. Auf ihrem leicht gewellten Haar trägt sie einen Kranz aus breiten, zu Zöpfen geflochtenen Bändern, der um das Haupt gelegt ist und darauf einen perlenbestickten Turban, „von Perlin ein Kron“, wie es auf einem Nürnberger Trachtenholzschnitt von 1577 heißt. Der Kopfputz begegnet uns im Jahre 1748 erneut, zwar abwan-



9. Mädchen aus Jungingen, Kr. Ulm

delt, aber das Urbild leicht erkennen lassend, in dem Bildnis der Anna Margaretha Wagenhuber aus Ulm (Abb. 7), die im Alter von 15 Jahren von dem Maler J. F. Schneider gemalt wurde. Sie trägt über dem modisch gepuderten natürlichen Haar, die eng an-

liegende, die obere Gesichtshälfte kokett rahmende, in scharfe Spitzen auslaufende Scheppenhaube und darauf den doppelten, von roter Seide umwickelten Flachszopf, der mit der modischen Perücke des 18. Jahrhunderts nichts zu tun hat, aber den Bauernmädchen der Umgebung so gut gefiel, daß sie ihn nachahmten. Wie frei diese Nachahmung war, wie hübsch und spielerisch sie gestaltet und mit Anmut getragen wurde, zeigt unsere Abbildung.

Wir kommen zum Schluß: Bisher konnte mit überzeugenden Gründen nicht nachgewiesen werden, daß der Ursprung der bis in die Gegenwart hinein in Württemberg getragenen Trachten – abgesehen von wenigen unter dem Einfluß reichsstädtischer Trachten stehenden Einzelstücken (z. B. Radhauben) – weiter zurückreicht als in das 18. Jahrhundert.

Erst durch die Kenntnis der neuentdeckten Trachten-darstellungen aus dem frühen 17. Jahrhundert ist es möglich geworden, Zusammenhänge bis zum Ende des Mittelalters herzustellen. Ob noch ein weiteres Zurückverfolgen der Entstehungsgeschichte unserer heimischen Trachten möglich ist, ist unwahrscheinlich, da sich regionale Differenzierungen der bäuerlichen Tracht erst mit Hilfe neuen, bisher unbekannten Bildmaterials nachweisen ließen.

¹ J. Bader, Nürnberger Polizeiverordnungen aus dem 13. bis 15. Jahrhundert. Stuttgart 1861. Publikation des Lit. Vereins.

² Trachtenstich von M. Engelbrecht, 1. H. des 18. Jahrh.

³ Mitteilung von Rektor A. Heckel-Ulm.

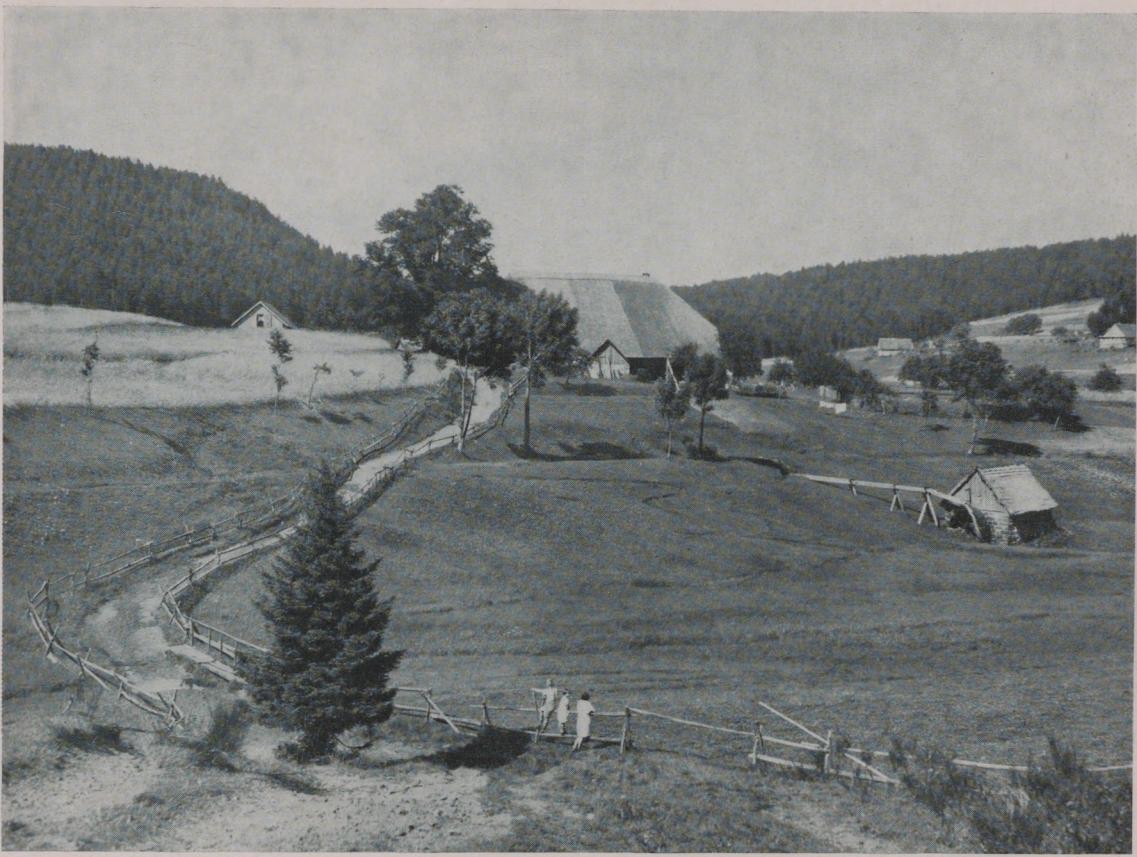
Auf zum Schwarzwald . . . !

Von Max Lohß

(mit 5 Aufnahmen vom Verfasser)

Unsere heutige Wanderung führt uns von der betriebsamen Fünftäler-Stadt Schramberg herkommend über Lauterbach in die Gegend vom Fohrenbühl im Schwarzwald. Von der Turmhütte auf dem Moosaldkopf (879 Meter) haben wir den herrlichen Rundblick genossen und steigen in nördlicher Richtung den zum guten Teil mit Forchen (= Fohre') bestandenen Berg hinunter und befinden uns bald gegenüber dem schönsten und größten Schwarzwälderhaus (28×15 m; h = 14 m) im früheren württ.

Gebiet, dem von zwei Familien bewohnten Vogtsbauernhof mit seinem weit ausladenden, strohgedeckten Walmdach; die zwei andern Höfe im Hintergrund (rechts oben) haben Satteldächer. Dem sprachlich nicht geschulten Leser dürfen wir sagen, daß wir ihn in den Bereich des sog. Niederalemannischen führen, wo mittelhochdeutsches i und u noch erhalten sind (zit = Zeit; huus = Haus). Der hier gesprochene Dialekt klingt also bereits ähnlich dem in den „alemannischen Gedichten“ von Joh. P. Hebel.



1. Der Vogtsbauernhof, eines der schönsten und größten Schwarzwaldhäuser

Der alte Vogtsbauer (voksbuur) wußte uns einst zu sagen: „Früher ist auf dem Hof ein Schultheiß gewesen“ (e' Schulde's druf gsii). Die prächtige Waldlandschaft ist unverändert geblieben, wohl aber sind unsere volkskundlichen Aufnahmen schon vor etwa 25 Jahren gemacht worden und haben daher besonderen Wert mit ihrem alten, bodenständigen Gepräge. Es ist Hochsommer, erntegoldenes Land, umsäumt von dunkel bewaldeten Höhenzügen....

Unsere Aufnahme (1) zeigt rechts die Mühle (milli); das Wasser läuft vom Mahlweiher über Käner auf das oberschlächtige Wasserrad. Wird kein Mehl gemahlen, so wird der wertvolle Mahlbeutel im Haus aufbewahrt. Vor der Traufseite des Hauses der senkrecht dazustehende Holz- oder Wellenschopf; unterhalb kommt man hier auch hinunter in den Keller, daher auch die Bezeichnung Ker-hüüsle. Rechts am Weg, absichtlich etwas abseits vom Haus (Strohdach und Funkenflug!) die Backküche (Bachkhuchi). Die Hoccheinfahrt (ihfahring) links ist durch Bäume verdeckt, insbesondere durch die hoch- und breit ausladende Linde, den natürlichen Blitzschutz. Links da-

von stehen die Roggenfelder schnittbereit. Über den durch einen Hürdenzaun eingefriedigten Wiesenpfad trotzt im Herbst das Vieh durch die dann geöffnete Schranke (rechts von den drei Kindern im Vordergrund) selbständig zur Weide.

Einen Tag später schritten wir denselben Weg aufwärts und fanden den vorderen Buur mit Frau, Sohn und Tochter im Roggenfeld bei behutsamem Schneiden (Abb. 2) mit den Sicheln; mit diesen nach alter Weise, weil es galt, die schönen, langen Halme möglichst unversehrt abzulegen und sorgfältig in Garben einzubinden. Denn das großflächige Strohdach muß immer wieder stückweise ausgebessert werden, und dazu benötigt man einen guten Vorrat an schön ausgerichteten Roggengarben. Diese werden wiederum auf alte Art mit dem Flegel (pflegg'l) in der Schüür ausgedroschen; von einer Garbe bekommt man zwei kleine „Schäuble“ sauber ausgerichtetes Dachstroh. Da man nahe beim Haus ist, braucht man den Erntewagen für eine Fuhr nicht allzu hoch aufzuladen (Abb. 3). Altertümlich war auch noch das Gespann mit den Ochsen im Doppeljoch; dieses war mit zwei



2. Das erntereife Korn wird geschnitten



3. Die Ernte wird eingefahren

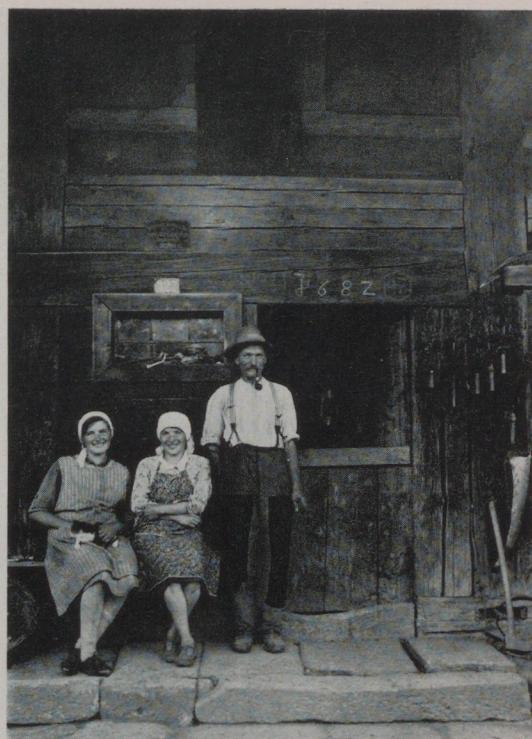
eisernen „Anblätz-Trümmern“ und dem Deichselnagel (diisl-naggel) an der Deichsel befestigt. Die Tochter bremst an der „Migge“. Die alten Leiterwagen (loadrwagge) hatten mitunter noch hölzerne Achsen (hiltsene Ahse).

Als der Wagen eingefahren war, kam es am Haus zu einer kurzen Rast (Abb. 4). Der Buur mit der Pfiif und zwei ausgiebigen „Blätz“ an den Hosen steht an der hälftig quergeteilten Haustür; die jetzt ausgebrauchten Sicheln sind nun rechts oberhalb eingeschlagen. Die Jahreszahl 1682 kündet das stattliche Alter des Gebäudes, das in der Art des „Blockständerbaus“ aufgeführt ist; d. h. unter Vereinigung von starken, waagrecht übereinander liegenden Balkenbrettern und kräftigen, senkrecht stehenden Balken. Starke Bauhölzer (43×35 cm) sind insbesondere die Eckpfosten und die Schwellen; kräftig ist auch der von den Firstsäulen getragene Firstbaum, der sich unter den, sich über ihm in stumpfem Winkel treffenden Dachsparren hinzieht.

So wie der Vogtsbauernhof seine eigene Mahlmühle hat (mittels Drahtseil ist u. a. auch die Futter-schneid- und die Dreschmaschine in der Schüür mit dem Mühlgetriebe verbunden). So wurden die Quellbäche der ganzen Umgegend schon immer zum Antrieb von kleinen Mühlen ausgewertet. In den lieblichen Talgründen vom Lauterbach und Sulzbach stehen mehrere solche reizvollen Mühlen, pünktlich mit Stroh gedeckt und sauber eingebundenem First. Gewöhnlich haben mehrere umliegende Höfe für eine solche gemeinschaftlich das Benutzungsrecht. Nach kurzer Wanderung bietet sich uns der beschauliche Ausblick auf ein solches Mühlhäuschen und einen in eine Mulde eingebetteten Bauernhof. Auch hier, von würzigem Wald- und Blumenduft umweht, können wir nicht besser singen und sagen, als mit Ludwig Auerbach:

„O Schwarzwald, o Heimat, wie bist du so schön,
wie locken das Herz deine schwarzdunklen Höh'n,
zum fröhlichen Wandern in Hochsommerzeit,
zum Rasten in heimlicher Einsamkeit,
im traulichen Mühlgrund, bei Quellengetön:
O Schwarzwald, o Heimat, wie bist du so schön!“

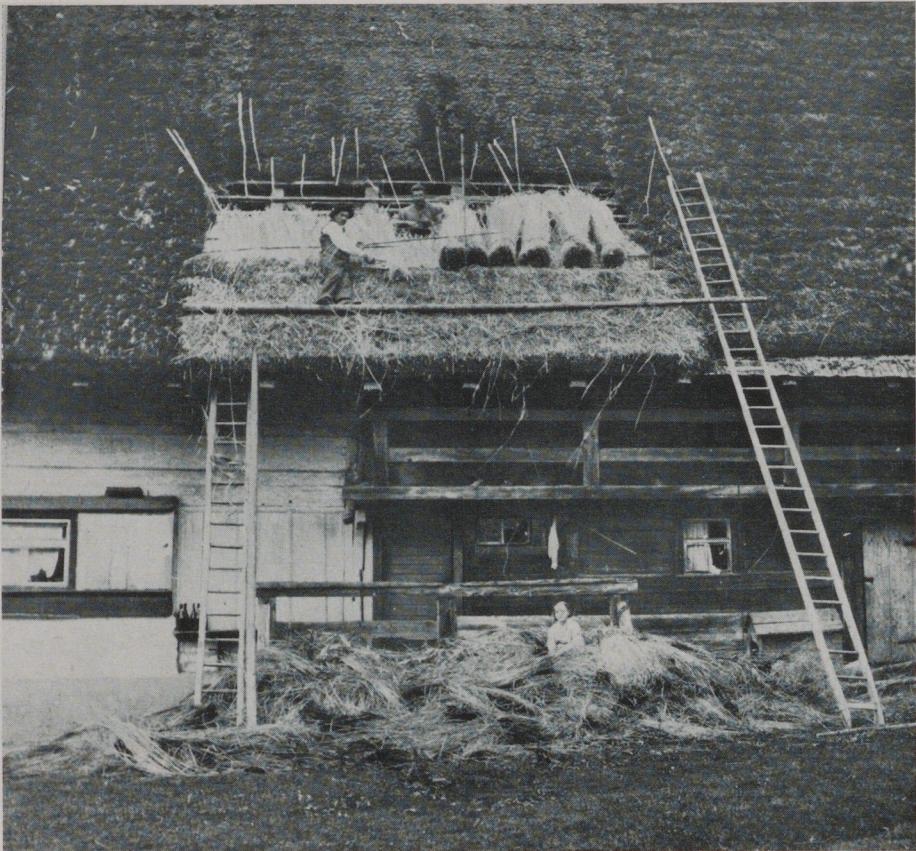
Anderntags, es war anfangs August 1929, stiegen wir von Schramberg über das Göttelbachtal nach Sulgau hinauf. Schräg gegenüber der Poststelle erblicken wir das Haus Lambrecht. Wenig seitab der lebhaften Verkehrsstraße zwischen den zwei rührigen Industriestädten Schramberg und Rottweil wirkt dieses alte „Bodenhaus“ mit seinem graubraunen Strohdach auf den Beschauer ganz fremdartig, als ein



4. Feierabend

ehrwürdiger Zeuge aus natur- und erdverbundener Vergangenheit in die schnell-lebige Gegenwart hineinreichend. Wir hatten das seltene Glück, einem Dachdecker bei seinem kunstvollen Handwerk zuschauen zu können (Abb. 5).

Wie man auf Abb. 1 sieht, hat ein Strohdach mehrere Züge, deren Farbe je nach ihrem Alter vom getönten Strohgelb bis ins altersgrau und -braun hinüberwechselt. Den schlechtesten Zug (auch als „Jauch“ = jao) bezeichnet, reißt man von unten angefangen ab, bei zweifelhaftem Wetter nur teilweise (wie auf Abb. 5; das alte, vermorschte Stroh liegt unten auf dem Boden, am unteren Trippel); dann kommen die Dachlatten und das Dachgebalk zum Vorschein. Ein geler(n)ter (gleerde) Dachdecker richtet vom Boden zwei Leitern aufs Dach und fängt mit seiner Arbeit unten an. An den Dachlatten hängt er sich mit zwei Haken und Seilern einen Wiesbaum fest zum Draufstehen. Der Bauer ist Handlanger; er hat eben sechs Schäuble herausgelegt, anderes Schaubstroh liegt bereits aufgebunden (links) auf den Latten. In der Linken hält der Decker eine Stange, den „Deckerbengel“ zum Na'drucke, in der Rechten am Griff das Deckerbrett, ein Gerät, das zu den wertvollen Kulturgütern



5. Das Decken mit Stroh ist ein kunstvolles Handwerk, das im Aussterben begriffen ist

schon altgermanischer Bauweise gehört; es hat an seiner Unterseite Holzstifte, so daß sich das Stroh gut fassen, tatschen und ausrichten läßt. Oberhalb der Dachluke sind ins alte Strohdach die sog. Dachgerten wie Bohnenstecken schräg nach oben eingesteckt. Bis um 1900 wurden diese noch mit Holzwieden oder mit strohernen Deckbändle' mitsamt dem zwischen Latten und Gerten eingeklemmten Stroh an den Dachlatten befestigt. Später, wie hier, hatte der Decker einen Drahtkranz umgehängt. Das Drahtende konnte er in einen Pfriem hineinschieben (niischobbe'), und so wurde das Stroh mit einem Stück Draht festgeheftet. Eine solche eingebundene Reihe heißt eine Furche (e' fuur'); solche Furchen reihen sich übereinander bis hinauf in den First; diesen sauber einbinden (iibinde') erfordert besondere Kunstfertigkeit; die oberste Reihe heißt Firstbund; mit seinen einzelnen Fächlein hebt er sich deutlich ab (s. auf Abb. 1; besonders an der Mühle).

Ein altes Dach ist „abgewettert“, dann sieht man die Gerten herausgucken (e'n alt Dach isch abgewedde'ret, no sie't mr d' Girde' ruusgugge').

Reizvoll ist es zu sehen, wie der Schnitzer des Hochaltars in Blaubeuren vor 1500 auf dem Relief mit der Anbetung der Heiligen Drei Könige einen Stall darstellt, an dem oben links die Seitenstreben am Dach mit Holznägeln „altschwäbisch an'platte't“ sind.

Waren im württ. Schwarzwald die Dachdecker schon vor 25 Jahren im Aussterben begriffen, so werden sie im badischen mit seinen noch zahlreich erhaltenen strohgedeckten Haustypen (siehe H. Schilli, Das Schwarzwaldhaus, 1953) immerhin noch in Einzelvertretern ihres Meisterhandwerks vorhanden sein müssen. Um den Fohrenbühl herum ist die Technisierung der Landwirtschaft fortgeschritten, und der Traktor rattert auch dort, wo seinerzeit noch mit drei Paar Ochsen im Doppeljoch hintereinander ganz altertümlich gepflügt wurde.

Die Musikstadt Trossingen

Von Hans Schwenkel

Trossingen war vor hundert Jahren noch ein kleines Bauerndorf mit recht kümmerlichem Ackerbau auf einer rund 700 Meter hoch gelegenen Lias-Ebene, den „Fildern“ geologisch aber nicht klimatisch und bodenmäßig vergleichbar, heute ist es eine Stadt mit 9000 Einwohnern. Zwischen Schwenningen und Rottweil zweigt ein Tälchen nach Osten ab, steigt langsam durch niedrige Keuperberge an und läuft auf der Trossinger Hochfläche aus. In diesem Tälchen liegt die Straße nach Trossingen und führt eine stadt eigene „Eisenbahn“ mit bescheidenen Ausstattungen, die den Anschluß an die Linie Rottweil – Schwenningen herstellt. Ostwärts bestehen in der Richtung zur Kreisstadt Tuttlingen unbedeutende Straßenverbindungen von ziemlicher Länge. Die Natur bietet nichts, was zu einer rasch aufblühenden Siedlung Anlaß geben konnte. Es ist lediglich das Werk schöpferischer Köpfe, die hier 4000 fleißigen Menschen Arbeit und ihren Familien das Brot verschafft haben. Noch im Jahre 1886 hatte Trossingen 2650 Einwohner. Während eines Menschenlebens hat sich seine Einwohnerzahl mehr als verdreifacht.

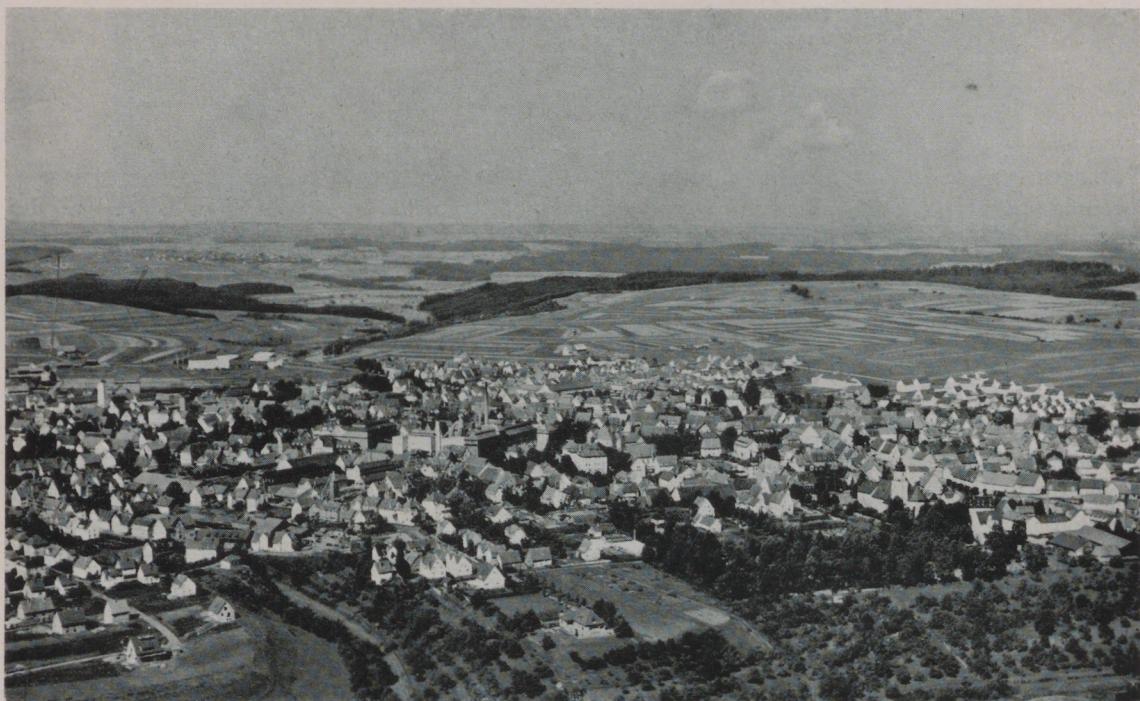
Trossingen lebt von Musik und vermittelt Musik mit Mund- und Handharmonikas auf der ganzen Welt. Für einen afrikanischen Negerstamm wird die Mundharmonika zu Tausenden mit einer Halskette geliefert, da die Neger zum Einsticken des Instruments keine Taschen haben. Die Firma Hohner kämpft nicht bloß um den Weltmarkt, sie kämpft um die Anerkennung ihrer Instrumente in ernsten Musikkreisen und um Anerkennung ihrer Leistung für die Volksmusik und neuerdings auch für die Übertragung klassischer Musik in ihrem besonderen, vom Instrument geforderten Stil.

Anfang und Entwicklung der Hohnerschen Instrumente sind in einem besonderen Ausstellungssaal der Fabrikgebäude zur Schau gestellt. Der Anfang klingt fast märchenhaft. Die armen Trossinger waren auf einen Nebenverdienst am Webstuhl angewiesen, dessen Erzeugnisse sie auch selbst im Hausierhandel vertrieben. Auch Uhren wurden so verkauft. Im Jahre 1827 brachte das sogenannte Uhrenmännle aus Wien eine Wiener Mundharfe in die Heimat nach Trossingen mit. Es verschenkte sie an Christian Meßner, den sogenannten Zeug-Christe, der darauf vorspielte, bis sie schließlich den Dienst versagte und unreine Töne hervorbrachte. So kam er auf den Gedanken,

mit den Werkzeugen eines Uhrmachers eine neue Mundharmonika zu basteln. Die Platten mit den feinen Schlitten, auf denen die Stimmzungen ihre durchschlagenden Schwingungen ausführen, fertigte er aus Zinntellern her, und die Zungen selbst aus flachgehämmertem Messingdraht, der dann zurechtgefeilt wurde. Jede einzelne Zunge mußte auf der Platte festgenietet und durch Feilen an den Stimmzungen die nötigen reinen Töne für den Wohlklang des Akkordes erreicht werden, denn ein ganzer Dreiklang wurde ja angeblasen, und zwar beim Rücksog der Luft ein anderer als beim Hineinblasen. Der Versuch gelang. Nur zehn Stimmen hatte das Instrument und noch keinen Deckel. Die Trossinger Jugend wollte Mundharfen haben. Der Zeug-Christe stellte sie her. Schließlich gab er sie dem Uhrenmännle zum Verkauf mit, obwohl es die alten Trossinger besorgt und verächtlich das „Teufelsbläsle“ nannten, das nur Unheil stiftete.

Wahrscheinlich ein altes chinesisches Instrument (Sheng) mit freischwingenden Metallzungen gab 1821 Christian Friedrich Ludwig Buschmann die Anregung, eine Mundäoline und eine Handäoline zu bauen, letztere ist der Vorläufer der Handharmonika. In Wien verbesserte sie Cyrillus Demian und ließ sie 1829 als „Akkordeon“ patentieren. Wien war zunächst auf diesem Gebiet der Schrittmacher. Aber dann entschloß sich der Uhrmacher Matthias Hohner 1857, mit der fabrikmäßigen Herstellung der Mundharmonika zu beginnen und den armen Trossingern aus der Not zu helfen. Schon im ersten Jahr wurden 650 Mundharmonikas hergestellt. Zuerst erfolgte der Verkauf im Inland, dann in Kanada und New York, wo Matthias Hohner Verwandte hatte. 1877 stellte Matthias Hohner mit seinen Trossinger „Harfenschmachern“ 86 000 Mundharmonikas her, 1890 waren es über 1 Million und um 1900 bereits 7 Millionen. Offenbar machten die Instrumente – es waren bereits 150 verschiedene Modelle – in der ganzen Welt Freude. Heute sind es über tausend Modelle, die hergestellt und den jeweiligen Wünschen und „Geschmäckern“ angepaßt werden.

Mit der Herstellung der Handharmonika wurde erst um die Jahrhundertwende begonnen. Mit den erfahrenen Fachleuten, Technikern und Arbeitern wurden rasch große Fortschritte erzielt. Das chromatische Akkordeon, dessen Herstellung rund 3000 Arbeits-



Die Musikstadt Trossingen

Aufnahme: Schöning

gänge erfordert, erreichte eine bewunderungswürdige Vollkommenheit und eröffnete unbekannte Möglichkeiten des musikalischen Ausdrucks mit den vielen Stimmen in einem so kleinen Gehäuse. In Musikkreisen und auch weit darüber hinaus spricht man auch heute noch von der Mund- und Handharmonika verächtlich (Goschenhobel, Schifferklavier). Freilich nicht immer mit Unrecht; denn es wird nur allzuoft drauflosgespielt. Doch ist diese eigene Musik immer noch besser als gar keine, und wäre es auch nur ein hilfloses Improvisieren. Entscheidend für die Bewertung dieser Instrumente ist jedoch das, was man aus ihm herausholen kann. Die Firma Hohner und ihre schöpferische Leitung erkannte schon sehr früh, daß ihr Werk mit der Herstellung der Instrumente nicht zu Ende sei, sondern daß die Musikfreunde zum richtigen Gebrauch und zu dieser neuen Art von Musik erzogen werden müssen. Sie zog Meisterspieler heran, die als Lehrer wirken mußten. Schließlich gründeten sie eine Fachschule für Handharmonika-Instrumente unter Leitung von Professor Hugo Herrmann. In dieser Fachschule mit dem Namen „Städtische Musikschule Trossingen“ wurde nicht bloß gespielt, sondern Musik studiert, durch Übertragung guter alter Kompositionen und mit Hilfe neuer Originalwerke der Musikstil der Handharmonika, des Akkordeons und auch der Mundharmonika geschaffen.

Die alte Notenschreibart wird benutzt, aber zur Erleichterung des Spiels werden bestimmte Zeichen für die Griffe daruntergesetzt. Es gibt Instrumente mit einer Klaviatur gleich der des Klaviers (Piano-Akkordeon) und solche mit bloßen Knöpfen für die rechte Hand (Knopfgriff-Akkordeon). Hier wird mit allen Fingern in erster Linie die Melodie gespielt. Es sind auch die Halbtöne, also die chromatische Tonleiter, vorhanden (was bei den alten Instrumenten nicht der Fall ist), daher „chromatisches Akkordeon“. Mit dem zweiten und dritten Finger der linken Hand werden mit jedem Knopf gleich ganze Akkorde zum Tönen gebracht, und es gilt, zu jedem Ton der rechten Seite immer den richtigen passenden Akkord und den rechten Übergang zu finden. Ungemein bereichert ist mit den zahlreichen Registern, die man kombinieren kann, die Klangfarbe. Auch die Mundharfe ist mit Hilfe von leicht zu bedienenden Schiebern chromatisch gemacht, und es ist erstaunlich, welche Wirkung die Meisterspieler zu erzielen vermögen. Handharmonika und Akkordeon sind heute die populärsten Musikinstrumente der Welt, das ist gar keine Frage. Allen Stufen des Ausdrucks und der Wiedergabe ist hier Rechnung getragen, von der Stufe der Jugend und der Primitivität bis hinauf zu wirklicher Kunst. Ernsthafe Musiker und Komponisten haben sich der Instrumente angenommen, und

die Firma Hohner hat einen eigenen Musikverlag gründen müssen, obwohl erfahrene Spieler auch nach Klavier- und Orgelnoten spielen können. Die einfachen Instrumente eignen sich vor allem für Volkslied und Tanzmusik. Man kann auf die Mundharmonika auch gut marschieren. Das chromatische Akkordeon gestattet jetzt auch, klassische Musik wirkungsvoll wiederzugeben, ohne sie zu verunstalten oder gar zu verkitschen. Die Schule in Trossingen will dem wilden, unsauberen Spiel durch Leistung entgegenwirken. Sie fördert durch Ausbildung von Lehrern das Spielen der Laien und damit die Volkskunst und durch Virtuosen und Orchester das Spiel in Konzerten.

Für atonale Musik bestehen wenig Möglichkeiten. Die Kompositionen für das Akkordeon müssen auf harmonische Klänge eingestellt sein, die allein in den Instrumenten vorhanden sind. Aber möglich ist es, geeignete Bach-Kompositionen für Klavier oder für Orgel auf dem Akkordeon wirkungsvoll wiederzugeben, ohne dieser edelsten Musik Gewalt anzutun. Die neuen Instrumente haben orgelhaften Ton mit ungefähr zwanzig verschiedenen Klangfarben. Mit ihnen ist es möglich, in Konzerten klassische Orgelmusik den Menschen von heute nahebringen. Es gibt aber jetzt auch Sonaten und symphonische Werke, die eigens für das Akkordeon geschrieben sind. In Volkskonzerten, im Rundfunk und auf Schallplatten hat sich das Akkordeon vor der ganzen Welt durchgesetzt. Dass dabei viel süßliche Schmarren und so mancher Kitsch mit unterlaufen, darf uns nicht irremachen. Trossingen kämpft mit aller Kraft und klarer Einsicht in seiner Mission für das volkhafte Gute und für ernste hohe Kunst. Es liegen auch Beweise genug vor, dass die Instrumente schöpferische Kräfte geweckt haben. „Das Akkordeon ist das Instrument der Lebensfreude“, auch im Krankenhaus und im Kurort, vor allem aber in Vereinen.

Ein besonderer Vorzug ist die Leichtigkeit zu improvisieren und die Tonstärke sofort an die Musik anzupassen, was freilich sehr häufig bei Dilettanten übel ausartet und die Sache leicht in Verruf bringt. Wenn auch die Firma Hohner der Musik der ganzen Welt dient und dienen muss, so besteht im Rahmen des Heimatschutzes und der Volkskunstpflege der besondere Wunsch, doch dem Volkslied, dem Volks-tanz, der guten Volksmusik besondere Aufmerksamkeit zu schenken und sich ihrer Pflege zu widmen. Vielleicht liegt auf diesem Gebiet das größte Verdienst der Hohnerschen Instrumentenfabrik. Was sie Millionen einfachen Menschen für ihr eigenes, bescheidenes Musizieren schenkt und geschenkt hat, darf nicht unterschätzt werden, ebensowenig aber das ernste Streben, für weite Kreise der Menschen von heute zu ernster klassischer Musik eine Brücke zu schlagen und gleichzeitig im Stil der Instrumente neue zeitgemäße Kompositionen anzuregen, zu drucken und aufzuführen.

Der Schriftsteller Herbert Walz hat in einem künstlerisch und menschlich hochwertigen, feinsinnigen Roman „Das Lied der großen Freude“ (Roman um ein Musikinstrument, Verlag Kohlhammer und Wallishäuser, Stuttgart-Hechingen) alle Probleme angeschnitten, die mit der Entwicklung, vor allem der Handharmonika, sich zeigten, wie sie gelöst worden sind und welche Anerkennung wirkliche Könner mit ihrem Spiel in ganz Deutschland und mehreren Nachbarländern vor dem zweiten Weltkrieg gefunden haben. Es handelt sich dabei keineswegs um eine verstandesmäßige Tendenzschrift, sondern um echte Romandichtung von tiefem menschlichen Gehalt, in deren Mittelpunkt ein früherer Schreinergeselle steht, der sich bis zum „Hohnerschen“ Fachmusiker, Virtuosen und Lehrer hindurchgekämpft hat und dessen erregender Lebensgang wie ein Filmstreifen am Leser vorüberzieht.

An der Alb vorbei

Die Berge liegen dort als düst're Sage,
In schweren Wolken lange Sarkophage.

In Tälern jauchzt der Weingott. Purpur rollt
Der Apfel übern Weg, dem Bettler hold.

Nacktes Gestein. – Und knöchern leuchtet's her
Am Abend, der von Wein und Trauer schwer.

Georg Schwarz



Ansicht von Isny. Holzschnitt von Robert Greiß

Die Stifter der Kirche und des Klosters zu Isny

Von Gustav Haffner

Die Grafschaft *Veringen* muß schon vor 1042 bestanden haben; doch wissen wir erst von der Mitte des 11. Jahrhunderts etwas von den familiären Zusammenhängen des Geschlecht der Wolferate, eines Nebenzweiges der Welfen. Wolferat II., Graf des Erritgaues (980–1065) war vermählt mit Hiltrud von Altshausen. Wenn nun Graf Wolferat von Altshausen 1042 als Besitzer eines Fronhofes zu Isny und als Stifter der Kirche genannt wird, so steht dem gegenüber eine andere Notiz, daß Graf Wolfram von Veringen und seine Gemahlin Hiltrud die Stifter dieser Kirche gewesen seien. Es sei denn, dieser Wolfram ist identisch mit unserem Wolferat II.

Der 1005 genannte Graf Rapoto von Wolferatshausen scheint ein Bruder der Hiltrud gewesen zu sein. Der Vater des Wolferat II. war Wolferat I. (um 930–1010), vermählt in erster Ehe mit Imiza (gest. um 980) und in zweiter Ehe mit Berta von Sulmetingen.

Wolferat II. und Hiltrud hatten fünfzehn Kindern das Leben geschenkt, von denen aber neun früh starben.

Am Leben blieben:

1. Werner, Mönch des Klosters Reichenau.
2. Hezelo der Lahme (geb. 1013, gest. nach 1054), der sich bereits Graf der Reichenau und von Veringen nannte. Es wird vermutet, daß er mit einer Veringerin verehelicht war und infolge seiner Krankheit keine Nachfolger hinterließ.
3. Wolferat von Weiler (1010–1065), dessen Sohn Sigfrid Graf von Sigmaringen wurde.
4. Mangold I. (1025–1104), Graf des Erritgaues, 1080 Verwalter des Klosters Zwiefalten, 1093 Graf des Affagau, vermählt in erster Ehe mit Isnaux und in zweiter Ehe mit Luitphild von Veringen (Erbtochter der Veringer). Söhne des Mangold waren Walter (gest. 1109), der die Güter seines Oheims Hezelo erbte und Wolferat IV. (gest. 1117), Graf von Alts-

hausen, dessen Sohn Marquard I. sich Graf von Veringen schrieb.

5. Irmgard stiftet das Kloster Isny mit Mangold I. und seinen Söhnen Walter und Wolferat. Ob Manegold, der erste Abt des Klosters Isny (gest. 1100) ein Sohn Mangolds I. oder der Irmgard ist, muß noch erforscht werden.
6. Arnold von Binswangen (gest. 1085) war in erster Ehe mit Luitgard von Beutelsbach, in zweiter mit Williburg von Achalm, der Witwe Werners I. von Grüningen-Neckarau verheiratet.

1136 wird ein Graf Ludwig I. von Wirtimberg (1134–1154 urkundlich genannt), vermählt mit einer Gräfin von Veringen, erwähnt.

Die Konstanzer Bischöfe Eberhard (1034–47) und Warmann (1026–34; Weihbischof der Isnyer Kirche) waren Söhne des Grafen Richwin und der Hildegard; ihr Großvater Graf Diebold von Dillingen, der 955 im Kampf auf dem Lechfeld gefallen war, hatte eine Kyburgerin zur Frau. Des Grafen Diebold Bruder war Ulrich der Heilige, Bischof von Augsburg.

Brüder der Bischöfe Warmann und Eberhard waren Graf Hupald von Dillingen und Mangold II. (gest. 1053), der sich Manegold I. von Donauwörth schrieb und mit Irmintrude von Werd verehelicht war. Nun soll Maniglo von Veringen ebenfalls ein Bruder der Bischöfe gewesen sein. Dieser begabte 1096 die Kirche zu Isny mit reichen Gütern und hatte auch die Abtei dort errichtet.

Interessant dürfte noch sein, daß Liutgard, die Schwester des Grafen Diebold von Dillingen, in erster Ehe mit Graf Burkhard I. von Helfenstein, der ebenfalls 955 auf dem Lechfeld fiel, und in zweiter Ehe mit Graf Peyere von Sulmetingen lebte (vermutlich Bruder der Berta von Sulmetingen, die mit Wolferat I. verehelicht war). Der Sohn des Peyere von Sulmetingen war Mangold von

Sulmetingen. Der Heilige Ulrich war, bevor er Bischof wurde, 908–23 verheiratet. Vermutlich war der 1012 genannte Abt Reginbold des St. Ulrich-Klosters zu Augsburg, ein Graf von Dillingen und nachmaliger Bischof von Speyer, ein Nachkomme des Ulrich aus dieser Ehe. Daß das Geschlecht der Veringer weit zurückreicht, beweist die Tatsache, daß die Mutter des 920 geborenen Bischofs Wolfgang von Regensburg Bertrud von Verlingen war. Bischof Ulrich von Augsburg wird als ein naher Verwandter des hl. Wolfgang genannt. Leider ging der Name des Vaters des hl. Wolfgang, der in einem uralten Buche verzeichnet war, verloren; mit ihm starb dies Geschlecht, vermutlich Vasallen der Achalmer Grafen, das zu Pfullingen saß, aus. In den nachfolgenden Regensburger Annalen wird Wolfgang nur als aus edelfreiem Geschlecht stammend angesprochen.

Vorstehender Beitrag wurde angeregt durch den Aufsatz von Immanuel Kammerer in Heft 4, S. 124 ff. Wir freuen uns, den Lesern diese interessanten genealogischen Zusammenhänge mitteilen zu können. Wenn damit das Thema „Isny“ noch einmal aufgegriffen werden konnte, so begrüßen wir das besonders auch deshalb, weil wir etwas gutzumachen haben. Durch ein bedauerliches technisches Versehen ist der Holzschnitt von Robert Greiß in Heft 4, S. 127, seitenverkehrt wiedergegeben worden. Wir bringen auf S. 182 die richtige Wiedergabe und weisen darauf hin, daß unsere Mitglieder den Originalholzschnitt zu einem Vorzugspreis von 20 DM durch die Geschäftsstelle des Schwäb. Heimatbundes beziehen können.

Volkstheater und Theaterspielen

Das Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen hat im Laufe des Frühjahrs in Zusammenarbeit mit der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde Erhebungsbogen verschickt, in denen es u. a. heißt:

Allgemein gilt Bayern als einziges deutsches Land, das eine ausgeprägte, bis zum heutigen Tag fortdauernde Tradition des Volkstheaters hat. Aber – was bisher kaum beachtet wurde – auch bei uns im Südwesten wird noch allenthalben Theater gespielt. Genaueres hat man über diese Stücke und Aufführungen bisher nicht festgehalten. Diese Umfrage dient einer zusammenfassenden Übersicht über unser Gebiet, die einen Einblick in die Chronik unserer Vereine, in volkstümliches Spiel und volkstümlichen Brauch eröffnen soll. Die Ergebnisse der Umfragen dienen ausschließlich wissenschaftlichen Zwecken; jedoch wird eine Übersicht veröffentlicht.

Meist werden die Aufführungen im Lauf der Wintermonate von irgendeinem Verein veranstaltet. Ein Wirtshaussaal wird ausgeschmückt, ein Stück wird ausgesucht, man probt, und schließlich findet unter der Anteilnahme der Ortsbewohner und der Nachbardörfer die Aufführung statt. Es gibt Heimatspiele, geschichtliche Spiele, Schauspiele über fremde Menschen und Länder. Auch

Ritterstücke und moderne Gesellschaftsdramen kann man sehen, und gelegentlich wagt sich eine Theatergruppe an ein Singspiel. Lustige Schwänke sind beliebt wie immer, religiöse Stücke waren früher häufiger.

Welche Stücke wurden bei Ihnen schon gespielt? Welche Gattungen wurden dabei vorgezogen, und warum? Nennen Sie bitte die Titel und die Herkunft der Texte (Verlag usw.). Wurden diese Texte gekürzt oder verändert? Wurden auch schon selbstverfaßte Stücke aufgeführt? Wer war der Verfasser? Hier sind wir an Texten besonders interessiert.

Wer macht alles mit? Geht alles von einem Verein aus? Wer fertigt die Kulissen an, wer studiert das Stück ein? Werden die Kostüme entliehen oder selbst angefertigt? Wer spielt mit – Alter, Berufe –? Welche Stellung nehmen die Heimatverwiesenen zu den Aufführungen ein? Woher kommt das Publikum? Gibt es Leute, die dagegen sind und die grundsätzlich nicht mitmessen wollen? Werden andere Orte aufgesucht, und kommen umgekehrt Theatergruppen aus anderen Orten, die bei Ihnen spielen? Was wird mit dem erlösten Geld gemacht? (Kostümbeschaffung, Ausflug, Gemeindefeier, Stiftung?)

Neben den meist im Saal stattfindenden Aufführungen gibt es auch noch Spiele, die oft gar nicht zum Theater gerechnet werden, da sie eng mit irgendwelchen Bräuchen verknüpft sind. Am Dreikönigstag ziehen an manchen Orten die Sternsinger um. In der Fastnachtszeit wird der Winter vertrieben, oder es werden andere Spiele gemacht – oft sind es auch nur noch einige Verse, die lebendig sind. In der Osterzeit stellte man früher Teile der Passion dar; und auch in Prozessionen sind oft spielartige Teile verflochten. An Pfingsten wurde der Butz oder Lümmel umgetrieben, und auch zum Ernteschluß, am Martins- und Nikolaustag und in der Weihnachtszeit finden Spiele statt; aber sie schließen sich oft auch an Hochzeitsfeiern u. ä. an.

Bitte geben Sie an, wo und wann solche Spiele stattfinden oder noch stattfinden, und teilen Sie uns nach Möglichkeit den Verlauf der Spiele, den Text und Einzelheiten über Aufführung, Teilnehmer und Publikum mit. Auch Puppen- und Krippenspiele gehören hierher.

Manche Theatergruppe wurde erst vor kurzem gegründet, andere haben eine alte Tradition. Was ist über frühere Zeiten bekannt? Existiert eine Chronik? Bitte teilen Sie Wesentliches aus dem Inhalt mit.

Aber das Theaterspielen ist noch älter als die älteste Vereinschronik. Fastnachts- und andere Brauchspiele gehen auf sehr frühe Zeiten zurück. Im Mittelalter gab es geistliche Festspiele. Im 14. und 15. Jahrhundert wurden in den Städten oft mehrtägige Aufführungen veranstaltet. In der Folgezeit kam das geistliche Spiel auch hinaus auf die Dörfer. Auch in protestantischen Gegenenden spielte man biblische Dramen. Daneben standen die Stücke um Genoveva und ähnliche beliebte Gestalten. In der Aufklärungszeit, um 1800, wurde das Spielen oft verboten – aber nachher setzte sich die alte Neigung wieder durch.

Auch über diese frühen Zeiten finden sich gelegentlich Quellen: z. B. einzelne Belege über Spiele (Verbote, Anträge zur Aufführung, Ausgaben für Kostümierung, Bewirtung der Schauspieler usw.) in Archivbeständen. In den Archiven kann man auch noch alte Texte und Rollenbücher finden; gelegentlich sind solche auch in Privatbesitz.

Für Hinweise auf solche ältere Zeugnisse und Belege sind wir besonders dankbar. Wir sind selbstverständlich bereit, Texte u. ä., die uns zugesandt werden, wieder zurückzugeben und für alle Unkosten aufzukommen. Das gleiche gilt für Bilder von den verschiedenen Aufführungen, die natürlich vieles verdeutlichen können. Einige gute Bilder und evtl. Wiedergaben alter handschriftlicher oder gedruckter Texte sollen mitgedruckt werden; wir bitten jeweils um eine kurze Notiz, ob Sie dies erlauben oder wünschen.

Wir wissen, daß eine gründliche Beantwortung dieser Fragen sehr viel Zeit und Mühe von Ihnen fordert. Wir bitten Sie trotzdem, uns möglichst viel vom Theaterleben und Spielbrauch Ihres Ortes zu erzählen, auch z. B. über besondere Vorkommnisse bei den Aufführungen, Schwierigkeiten in der Vorbereitung u. ä., so daß ein lebendiges Bild entsteht über alle Ortschaften unseres Gebiets.

Auf den Antwortbogen war nach den folgenden Fragenkreisen gegliedert:

Gemeinde: Bearbeiter:

1. Über die gespielten Stücke, die Aufführungen, Titel und Herkunft der Texte usw. (Verfasser, Bearbeitung, Gründe für die Auswahl usw.):

2. Über die Mitwirkenden und das Publikum (tragende Vereine, Kulissen, Proben, Spielleiter, Mitspieler – Alter, Beruf usw. –, Rollenverteilung, Heimatverwiesene, Zuschauer, Erlös usw.):

3. Über den Spielbrauch im Jahreslauf (Sternsingen, Fasnet, Maifest, Ostern, Pfingsten, Ernte, Kirchweih, Martini, Nikolaus, Anklopft, Christkindlesspiel, Paradiesspiel usw.). Termin, Verlauf der Spiele, Teilnehmer und Publikum, Text:

4. Spiel und Theater in früherer Zeit:

a) Aus der Chronik von Vereinen und aus der Erinnerung alter Mitbürger:

b) Aus alten Chroniken und anderen Quellen der Archive und aus privaten Überlieferungen.

Verschickt wurden die Erhebungsbogen vor allem in zahlreiche Orte Oberschwabens. Rund 150 Antworten trafen ein. Ältere historische Belege kamen meist aus den Städten – sei es, daß in einem Ratsprotokoll in ganz anderem Zusammenhang beiläufig von den Spielern die Rede ist, welche die „Passions-Tragoedi damals probiert hätten“, sei es, daß in irgendeiner Urkunde ausdrücklich von einer Theateraufführung die Rede ist. Zur Entstehung und zu den ersten Versuchen der Theatervereine um die Jahrhundertwende kam eine ganze Reihe von Nachrichten. Vor allem aber gewähren die vielen Antworten einen Einblick in die Theaterfreude, den Spielbrauch und die Aufführungen unserer Tage. Da werden die an besonderen Festtagen noch üblichen kleinen Spiele – wie z. B. das Umführen des „Latzmanns“ – beschrieben. Da werden alle die Titel der gespielten Stücke genannt; und schon diese Listen sind aufschlußreich für die Entwicklung (oder manchmal auch Beharrung!) des Geschmacks im Lauf der Jahre. Aber es wird auch erzählt, wie man probt, was an lustigen Zwischenfällen bei den Aufführungen passierte, wer sich beteiligt, und wer sich hervortut. Von Flüchtlingen ist die Rede, die das schon erlahmte Interesse irgendeines Vereins am Theaterpiel wieder zu wecken verstanden; oder es wird berichtet von dem Fabrikarbeiter, der jahrzehntelang für seine Gemeinde Lustspiele und Trauerspiele schrieb und einübte, und von vielem anderen. Neben dem Durchschnittlichen steht eine ganze Reihe überraschender Besonderheiten, und beides zusammen – das Durchschnittliche und das Besondere – ergibt ein erfreulich reiches und vielfältiges Bild vom volkstümlichen Theaterspiel.

Zum Zwecke einer ausführlichen Darstellung soll dieses Bild nun durch weitere Erhebungen, vor allem auch in dem nördlich der Donau gelegenen Teil Württembergs, ergänzt und abgerundet werden. Da das Verschicken weiterer Fragebogen nicht möglich ist, bitten wir auf diesem Wege alle in solchen Fragen nur auch einigermaßen bewanderten Leser, dem Ludwig-Uhland-Institut (Institut für Volkskunde), Tübingen – Schloß, möglichst viele und ausführliche Nachrichten zu den angeführten Themen und Problemen zukommen zu lassen.

Hermann Bausinger

Abschied

Wenn ich Abschied nehme, will ich leise gehn,
Keine Hand mehr drücken, nimmer rückwärts seh'n.
In dem lauten Saale denkt mir keiner nach,
Dankt mir keine Seele, was die meine sprach.
Morgendäm'm'rung weht mir draußen um das Haupt,
Und sie kommt, die Sonne, der ich doch geglaubt.
Lärm bei euren Lampen und vergeßt mich schnell!
Lösche meine Lampe! – Bald ist alles hell.

Carl Weitbrecht

Zur Geschichte der Silberfabrik Bruckmann & Söhne, Heilbronn

Von Clara Mayer-Bruckmann

Zu den vielen zerstörten Gebäuden der Stadt am Neckar, die wieder Auferstehung feiern, gehört auch die Silberfabrik, die am 1. Oktober ihr 150jähriges Jubiläum begehen konnte. Was liegt näher, als den Blick rückwärts zu wenden zum Ursprung? Der Großvater des Gründers, Hermann Dietrich Bruckmann, wurde als Sohn eines Pächters zu Hemern bei Iserlohn am 18. September 1697 geboren und starb am 16. Januar 1745. Ihm wurde, kurz bevor er seinen Hausstand mit einer Heilbronnerin gründete, in Heilbronn das Bürgerrecht verliehen. Sein elf Jahre später geborener Sohn Johann Dietrich erlernte das Handwerk eines Gold- und Silberschmiedes. Sein Geschäft hatte er am Marktplatz im eigenen Hause. Was er gemacht hat? Pfeifendedekel, Schuh Schnallen, Schnupftabaksdosen, Stockgriffe, Zuckerdosen usw. – handwerkliche Kleinkunst, die guten Absatz fand. Er war nicht nur künstlerisch, sondern auch literarisch gebildet, heiratete Susanna Drautz, eine Landsmännin. Man fand unter seinem „Beibringteil“ sämtliche Œuvres de Voltaire, was bei einem Handwerker nicht gerade zum Alltäglichen gehörte.

Am 10. Juni 1778 wurde ein Sohn geboren: Georg Peter. In dem kulturell über dem Durchschnitt stehenden Elternhause aufgewachsen, entschloß er sich, den väterlichen Beruf zu ergreifen. Bald drängte es ihn zur Erweiterung seiner Kenntnisse in die große Welt hinaus. Er war in Wien und in Genf. In Wien bildete er sich in der von seinem Landsmann gegründeten Akademie im Zeichnen aus, dann aber begab er sich nach Paris, wo sich damals das ganze europäische Leben konzentrierte. Er fand Aufnahme in der Akademie Julianne, lernte dort viel als Silberschmied, entwickelte sich aber auch nach der plastischen Seite hin und wurde Meister im Modellieren und Stempelschneiden. Halb Europa wurde damals von ihm mit den entzückenden Empireprägungen versorgt. Bekannte Motive waren: Früchtekränze, antike Ornamente, figürliche Szenen, die sich für lange Zeit der Gunst des Publikums erfreuen sollten. Vor allem erlernte er das Stahlgravieren, das ihm befähigte, Matrizen herzustellen. In Genf vervollkommnete er sich in der Herstellung kunstvoller Bijouterie-Arbeiten.

Um diese Zeit erreichte ihn die Kunde, daß seine Vaterstadt ihre Reichsumittelbarkeit verloren habe und im Kurfürstentum Württemberg aufgegangen war. Dies traf ihn hart, und er besann sich ernsthaft, ob er zurückkehren solle. Schließlich aber siegte die Liebe zur Heimat und das Bewußtsein des eigenen Könnens. So übernahm der jugendliche Meister 1805 das Geschäft des Vaters und tat sich mit Karl Seeger zusammen. Das Unternehmen hieß jetzt Peter Bruckmann und Seeger, später Peter Bruckmann & Comp. und wieder viel später wurde Bruckmann

& Söhne daraus. Bei der Gründung herrschten ernste Zeiten durch die Napoleonischen Kriege in Mitteleuropa. Zunächst kamen nur kleine Aufträge. Als erster Kunde bestellte Postsekretär Seyffarth einen Punschlöffel, ein paar Salzfässer nebst „Leffelgen“, alles aus Silber. Die Anfangskundschaft bestand aus Beamten- und Offizierskreisen und dem Adel der Umgebung, aber auch aus Handwerkern, die in den unruhigen Zeiten Werte anlegten. Lange spielte der „Punschlöffel“ eine große Rolle im Warenabsatz, daneben Pfeifenköpfe, Schuh Schnallen, Sporen und ähnliche Luxusstücke. Als treuester Freund der Familie tritt der Name des Dichterarztes Justinus Kerner vom nahegelegenen Weinsberg auf, ebenso der Name des Apothekers Mörike in Neuenstadt an der Linde, bei dem der Dichter Eduard Mörike öfters zu Gast war. Auch Kerners Dichtergenosse, der Jurist Carl Mayer, hat wie manch anderer aus Bruckmanns Freundeskreis gelegentlich beruflicher Reisen die Warenmuster des jungen Meisters mitgenommen und zu neuen Geschäftsbeziehungen beigetragen, so daß die Firma in verhältnismäßig kurzer Zeit hauptsächlich in Württemberg, Baden und rheinabwärts einen ansehnlichen Kundenkreis hatte.

Vom Jahre 1810 ab schnitt Bruckmann eigene Stahlstempel mit Ornamenten und Figuren, die mit Hilfe von Fallhämtern und Handpressen dem weichen Silbermaterial eingeprägt wurden. Er war der erste in Deutschland, der diesen Weg beschritten hat. Sein feiner Geschmack, das sichere Können, verbunden mit lebhaftem Kunst- und Schönheitsgefühl befähigte ihn zu Leistungen, die zu den besten gehörten. Eine neue Epoche begann für die Firma im Sinne der künstlerischen Steigerung, als der Bildhauer Konrad Weitbrecht für das Unternehmen gewonnen wurde. Der Hutmachersohn aus Ernsbach war durch Vermittlung eines adeligen Mäzens bei Dannecker und Seele in Stuttgart ausgebildet worden, und sein Gönner hatte es ihm ermöglicht, auch die Akademie in Florenz zu besuchen. Anschließend fand Weitbrecht Anstellung bei Bruckmann, bis ihn nach zweijähriger Tätigkeit der Bergratspräsident von Kerner, eines Bruders des Dichters, für die staatliche Eisengießerei in Wasseralfingen gewann. Das Skizzenbuch von Weitbrecht zeigt reizende Blätter aus dem Familienleben Bruckmanns. Die rege freundschaftliche Zusammenarbeit der beiden Männer trug viel dazu bei, daß Bruckmann, der sich schon in Pariser Museen viel mit der Antike beschäftigt hatte, sich immer mehr in die antike Kleinkunst vertiefte. Prächtige Motive entstanden wie die mancherlei Götterköpfe, der Kopf der Bacchantin, Traubenbordüren, Rebengirlanden, die noch heute ihren Reiz ausüben. Weitbrecht vermittelte schließlich Bruckmann die Bekanntschaft mit Thorwaldsen, die ihm zu einer reichen Quelle von Schöpfungen im Geiste der Antike wurde. Für die Leistung spricht wohl

am besten die Tatsache, daß die im 20. Jahrhundert nach diesen Modellen gelieferten Stücke nach Rom und Florenz zu hohen Preisen verkauft wurden. Auch in der Schweiz und vielen deutschen Städten mit Fremdenverkehr haben sich die Silberwaren nach jenen Mustern bleibende Absatzmärkte errungen. Es handelte sich um Servierteile, Schalen, Körbe usw. Während bis dahin nur ein kleiner Kreis in der Lage war, die handgearbeitete ziselierte und damit teure Ware zu erwerben, ermöglichte er auch weniger Begüterten den Kauf durch maschinelle Silbererzeugung. Seine Absicht war, mit der Prägung verhältnismäßig billiges Qualitätssilber zu schaffen, das durch künstlerische Vollendung in Form und Ornamenten weite Kreise des interessierten Publikums zu befriedigen vermochte. Das Silber kostete damals das Sechsfache des heutigen Preises. Zu Schalen, Körben brauchte man verhältnismäßig wenig Silber, bestand doch der größte Teil aus blauem und rotem Glas oder Kristall, so daß das verzierende Silber nur die Umrahmung darstellte.

Viel ist Bruckmann gereist, teils zu Pferd, teils im Wagen. Er besuchte vorwiegend Kundschaft in Württemberg, Baden, Bayern, dann führten ihn Reisen auch nach der Schweiz und Oberitalien. Reger geselliger Verkehr herrschte in seinem Hause. In erster Ehe war Adelaide Josephine Wenzelius, eine Französin, seine Frau in zweiter Ehe Johanna Henriette Friederike Madepohl aus Riga. Beide Ehen waren überaus glücklich und harmonisch. Das spiegeln auch jene reizvollen Zeichnungen wider, die Freund Weitbrecht im engsten Familienkreis angefertigt hatte. Aus hinterlassenen Briefkopien von Duttenhofer und dessen Frau, der bekannten Scherenschmittkünstlerin, geht hervor, welch große Erfolge die Waren aus jener Zeit, die feinen Stücke im Empirestil, auf den Messen in Frankfurt a. M. und seit 1817 auf der Leipziger Messe hatten. Mit Genugtuung schrieb Bruckmann an Duttenhofer, er sei gezwungen, seinen Betrieb wesentlich zu vergrößern, nachdem er auf den Messen Bestellungen von je über 6000 Gulden erhalten habe. Bald wurde das Haus am Marktplatz zu klein, und es wurde das sogenannte Steinhaus in der Allerheiligengasse 19 bezogen, wo 1820 die erste größere Presse aufgestellt wurde. Rasch nacheinander erfolgte die Anschaffung weiterer Hilfsmaschinen, deren Unterbringung wiederum neue räumliche Ausdehnung bedingte. So wurden benachbarte kleine Häuser erworben. Den Einzug in solch einen Erweiterungsbau besang 1841 der Arzt und Dichterfreund Justinus Kerner:

Recht lange durch des Himmels Gunst,
Haus, fülle dich mit Silber, Gold
Die wandeln sich durch Feuerstrahl
Zu manchem lichten Festpokal
Und anderem Bild der Kunst.
Was den Altar der Kirche schmückt,
Den Tisch in Königs Haus,
Was licht den Frauenhals umschlingt,
Was silbern glänzt und silbern blinkt,
Das kommt aus dir heraus ...

In der Zeit schwerster geschäftlicher Depressionen kam Alfred Krupp, der Gründer der nach ihm benannten Stahlwerke, auf einer Geschäftsreise nach Heilbronn, um seine neuen Gussstahlwalzen für die Edelmetallverarbeitung anzubieten. Bruckmann war einer der ersten Besteller. Wieder wurden die Räume zu eng, und so fand sich ein neues Gelände an der Ost- und Lerchenstraße, das heute noch im Betrieb ist; inzwischen hatte die Firma Weltruf erlangt. Anno 1843 machte G. Bruckmann eine Stiftung von 10 000 Gulden als Grundstock für eine Zeichen-, Mal- und Modellierschule, um sich einen Nachwuchs unter den Schülern zu sichern, denn in den Schulen gab es zu jener Zeit weder Zeichen- noch Modellierunterricht. Was hier entstand war der Vorläufer der späteren Bruckmann-Fachschule zur Heranbildung von Zeichnern, Ziseleuren, Silber- und Stahlgraveuren, Silberarbeitern und -schmieden.

So bescheiden damals der Haushaltaufwand war, so groß waren andererseits die Ansprüche auf echte Bildung. Schillers Geist erfüllte lebensnah die Herzen und Gemüter, ebenso die Schöpfungen von Goethe, der sich dem Gipfel seiner Laufbahn näherte. Kenntnisse in Literatur, Musik, die Pflege fremder Sprachen und der bildenden Künste wurden als Lebensbedürfnis empfunden. Unstreitig gehörte das Haus Bruckmann zu den erlesenen Pflegestätten solch edler Geselligkeit und feinen Geschmacks. Der Hausherr selbst war ein großer Freund der Musik. Auch in den folgenden Generationen ist Kunst und Musik gepflegt worden. Häufige Gäste des Hauses waren die bekannten Brüder Boissére, Kunsthändler und -sampler. Wenn sie neue Stiche, besonders seltene Kupferstiche, möglichst aus den Stanzen Raphaels hatten, war Bruckmann ein interessanter Liebhaber. Mit der Zeit gelang ihm eine schöne Sammlung deutscher, niederländischer und italienischer Kupferstiche. – Ausgezeichnete Porträts und Landschaften schmückten die gemütlichen Räume der Wohnung, in welcher sich oft der Freundeskreis um Just. Kerner, zu dem auch der Historienmaler Friedrich Alexander Bruckmann gehörte, versammelte. Ein weiterer Kreis habe sich um Dannecker gebildet, dem Bruckmann in seinem Hause ein kleines Museum schuf, das „Danneckerzimmer“. – Wie die meisten Künstlernaturen, so war auch er ein Freund der Natur. Im Wandern suchte und fand er seelischen Ausgleich. Besonders häufig führten ihn seine Wanderungen nach Weinsberg in das Haus Kernes. Bereits 1819 erwarb er einen mehr als zwei Morgen großen Baum-, Gras- und Küchengarten auf dem damaligen Fleiner Weg, der heutigen Wilhelmstraße.

Bruckmanns Sohn erlernte in Genf bei der Firma Clavet die Gold- und Silberschmiedekunst zur Beruhigung des Vaters, der inzwischen 60 Jahre alt geworden war. Er sehnte sich nach einer Stütze im Betrieb, denn immer wechselten die für den Ruf der Firma so wichtigen Modelleure und Graveure. Enge Beziehungen bestanden auch mit der Firma Melly und Blondel in Genf, von der Bruckmann Gegenstände für anspruchsvolle Kundschaft be-

zug, die er nicht alle selbst herstellen konnte. Zu dem Uhrenhaus Melly wurden auch familiäre Bande geknüpft – eine Tochter Marie vermaßte sich mit dem Sohne des Hauses. Es war ein Zeichen für den Weitblick dieses Mannes, daß er eine Schrift über die Förderung von Gewerbe und Handel verfaßte. Dann war er beteiligt an der Schaffung eines Gesetzes zum Schutze von Mustern und Modellen. Unbestreitbar war das berufliche Leben Bruckmanns von reichstem Erfolg gekrönt; mit Recht wurde daher seine Büste im Landesgewerbe-museum unter die Meisterbildnisse eingereiht.

Aber auch in diesem Leben gab es Licht und Schatten. Von den sechzehn Kindern sah er zehn ins Grab sinken. Doch die schwersten Sorgen bereitete ihm sein Sohn August im Jahre 1848. Er war mit den Badenern ausgerückt, hatte am Gefecht bei Waghäusl teilgenommen und fiel am Tage darauf in der Festung Rastatt den preußischen Truppen in die Hände. Nach langer Haftzeit gelang es dem schon zum Tode Verurteilten über den Rhein zu entfliehen. Als Bergingenieur arbeitete er in Frankreich, später ging er nach Russland, war im Donezbecken tätig und wurde endlich in Charkow ansässig. Der Vater hat diesen Sohn nie wiedergesehen, denn erst die 1861 erlassene Amnestie ermöglichte die Rückkehr des Revolutionärs. Der andere Sohn Ernst wanderte 1849 nach Amerika aus. Von diesem Schlag erholte sich Bruckmann nie mehr ganz. Er war eine tief religiöse Natur, und allsonntäglich sah man ihn gegenüber der Kanzel in der Kilianskirche mit seinem fein geschnittenen, durchgeistigten Gesicht, von wallendem Silberhaar umrahmt. Im nächsten Winter fiel er einer Erkältung zum Opfer und starb Anfang des Jahres 1850. Das Sehnen und Schaffen dieses Künstlerfabrikanten charakterisieren wohl am besten die Abschiedsworte seines Freunden Kerner:

Aus Morgengold, aus Mondes Silberstrahl
Schafft er Gebilde nun von Himmelsklarheit,
Trinkt aus der Sonne goldenem Pokal
Am Urborn alles Schönen – Licht und Wahrheit.

So stark ist die Persönlichkeit Georg Peter Bruckmanns gewesen, daß sie eine gewisse bleibende Atmosphäre zu entwickeln vermochte, die hohe Werte der Kultur in sich barg und zum Vermächtnis wurde für die Nachfahren. Das zeigte sich am besten an der steigenden Weiterentwicklung des von ihm gegründeten Unternehmens, nicht nur in materieller Hinsicht, sondern vor allem auch auf künstlerischem Gebiete. – Zunächst stand allerdings seine Witwe Henriette geb. Madepohl mit ihrem Sohn Wolfgang Peter, neben dem später der Bruder Ernst trat, vor schweren Aufgaben. Wolfgang Peter war nicht die starke Persönlichkeit wie sein Vater, ihm fehlte vor allem das Schöpferische, das jenen weit über den Durchschnitt gehoben hatte. Doch besaß er einen guten Geschmack und großes Verständnis für Kunst. Er reiste sehr viel, besonders nach Paris, Rom, Florenz. Seine jüngste Tochter Johanna wurde die Schwiegertochter des Kunstmalers

Wittmer, der seinerseits Schüler und Schwiegersohn des bekannten Kunstmalers Jos. Anton Koch in Rom war, eines Schöpfers der romantischen Landschaft.

Wolfgang Peters Sohn, Ludwig Alexander Peter Bruckmann (1850–1920), allgemein Pedro benannt, war der Schwiegersohn des Malers Böcklin. In den Fabrikbetrieb hat ihn sein Vater in richtiger Würdigung seines Wesens nicht hineingedrängt. Der genial veranlagte Mann, der aber kein Genie war und auch weit entfernt vom Tatendrang seines Großvaters, wurde Bildhauer in München. Mit seinem Schwiegervater Böcklin verband ihn ein enges persönliches Verhältnis und es gab wohl keinen Besucher des großen Meisters oben in Fiesole, mit dem sich nicht der vollendete Causier Pedro, der in der Literatur der schönen Künste völlig zuhause war, unterhalten hätte. Durch die Heiraten seiner Kinder trat er zu allen großen Künstlerkreisen in Florenz, Rom und Paris in ständige persönliche Beziehungen. Er führte auch die väterliche Kupferstichsammlung mit Geschick weiter und es war ihm eine große Freude, wenn er die äußerst wertvollen Blätter einem Kunstreund vorlegen konnte.

In den 1880er Jahren bezog Pedro sein neues im Florentiner Stil erstelltes Haus in dem vom Vater ererbten Gartengrundstück. Die Gründung des Heilbronner Kunstvereins war sein Werk. Lange Zeit bekleidete er das Amt des Vorstandes. In der Fabrik schenkte er seine Hauptaufmerksamkeit den Ausführungen neuer Modelle. Ende der 1880er Jahre zog er sich ganz vom Geschäft zurück.

Inzwischen waren die Söhne seines Bruders herangewachsen, denen die Aufgabe zufiel, auf kaufmännischem, künstlerischem und technischem Gebiet neue Wege zu gehen. Einer der Nachkommen wanderte nach Nordamerika aus, wohin ihn seine Neigung zu abenteuerlichem Leben verlockte. Bei der Gründung von New Holstein war er dabei. Als die Stadt 1899 ihr 50jähriges Jubiläum feierte wurde in der Festnummer auch des Mitgründers Bruckmann lobend gedacht. Als ausgezeichneter Reiter begleitete er mit anderen bewaffneten Kameraden die zahlreichen großen Wagentransporte, die vom zivilisierten Osten bis zum vorgeschobenen Gelände, auf dem die Stadt erwuchs, unterwegs waren.

Nach dem Tode des Vaters kehrte er auf dringenden Wunsch der Mutter in seine Vaterstadt zurück. Er erkannte sofort, daß die Herstellung der Bestecke wesentlich gesteigert werden mußte, sollte des Vaters Lebenswerk am Leben bleiben. Neue Pressen wurden ange schafft. Mehr und mehr eroberten sich versilberte Bestecke mit Messing und Neusilberunterlage den Markt. Er hatte beizeiten die Wichtigkeit der Herstellung unechter Bestecke erkannt, die bei den damals so sehr hohen Silberpreisen wesentlich billiger hergestellt werden konnten. Bruckmann beschäftigte sich viel mit den neuen englischen Plates-Bestecken, andererseits mit den sog. Christofle-Bestecken, welche aus Holland stammten. Sie waren später unter dem Namen Alfenide-Bestecke bekannt. Der Erfolg war groß. Er hat noch den Anfang der

Periode erleben dürfen, in der sich nach der Gründung des Deutschen Reiches die Industrie auf allen Gebieten beispiellos entwickelte. Den im Exil lebenden Bruder hatte Ernst nach der Amnestie als schwerkranken Mann heimgeholt. Auch er selbst hatte sich damals überanstrengt und bald zeigten sich die Merkmale von Tuberkulose. Im Februar starb er im Hotel Faucon zu Lausanne. Seine sterblichen Überreste wurden in die Vaterstadt überführt. Seine Witwe geb. Braun, die sich später mit dem Reichstagsabgeordneten Georg Haerle wieder verheiratet hat, führte den Betrieb mit dem Schwager Wolfgang Peter und mit bewährten Mitarbeitern unerschrocken und opferwillig weiter. Im Jahre 1887 trat Ernst Dietrichs ältester Sohn Peter, zwei Jahre darauf sein Bruder Ernst in die Firma. Beide, sowohl der kgl. württ. Geheime Rat Dr. h. c. Peter sowie Ernst, haben sich voll und ganz des Großvaters Ideen zu eigen gemacht und die Firma im In- und Ausland zu höchstem Ruhme geführt. Kein Wunder, daß der Deutsche Werkbund Hofrat Bruckmann zur Führung berief. Allgemein bekannt dürfte sein, daß Heilbronn sein schönes, heute aber zerstörtes Stadttheater ihm verdankte und daß sein Name immer verbunden bleiben wird mit der Schaffung des Neckarkanales. – Der Leitstern des Handels war allezeit für ihn und seinen Bruder die Verpflichtung dem Ganzen gegenüber, ob es sich um Wirtschaft, Kunst, Gemeinde oder Staat handelte.

Heute ist sein Sohn Dietrich Chef der Firma und seit kurzer Zeit wiederum dessen ältester Sohn. Möge die Firma weiter blühen und gedeihen!

Schloß Rosenstein - neue Teilunterkunft des Naturkunde-Museums in Stuttgart

Das im Kriege ganz ausgebrannte Schloß Rosenstein wird seit 1950 wieder aufgebaut. Im November 1954 haben die Verwaltung und ein Teil der Zoologischen Sammlungen des Staatlichen Museums für Naturkunde dort Einzug gehalten. Der Aufbau des Südostflügels begann jetzt erst; zur Benützung fertig sind aber die schönen Speicherräume im Obergeschoß des Nordwestflügels und sechs Arbeitszimmer im Obergeschoß des Mittelbaus. Die letzteren leiden freilich unter Lichtmangel, denn der äußere Vorbau des „heitren Säulenhauses“, wie Gustav Schwab das Schloß besungen hat, schafft ein etwas bedrückendes Halbdunkel. Die nordwestlichen Erdgeschoßäle und der zugehörige, nunmehr überdachte Lichthof sind in der baulichen Fertigstellung begriffen und können teilweise wohl noch in diesem Jahr oder im Januar 1956 eröffnet werden.

Nachdem das Museum ein Jahrzehnt der Öffentlichkeit verschlossen war, bedeutet dieser Umzug einen ersten erfreulichen Neuanfang. Es war auch hohe Zeit geworden, die für das Sammlungsgut verderblichen Lager-

räume in der Ludwigsburger Alleenstraße (25 und 45) aufzugeben; diese Lage erforderte, die Säugetier- und Vogelsammlung als erste umzuquartieren.

Die neue Behausung bietet schöne Möglichkeiten – in gewissen Grenzen: Das Bezirksbauamt hat auf die neuen Zwecke dankenswert Rücksicht zu nehmen versucht, doch stand begreiflicherweise die Denkmalsnatur des Hauses – sie wurde aufs beste gewahrt – stark im Wege. In dem klassischen Bau eines Salucci lassen sich eben die Wünsche eines neuzeitlichen Naturkundemuseums nicht recht verwirklichen. Auch wenn das Haus in zwei oder drei Jahren fertiggestellt sein wird, fehlt es noch immer an den schlechthin unentbehrlichen technischen Räumen, die in den Schloßälen nicht eingerichtet werden können. Die Zusammenarbeit zwischen den Sammlungen im Schloß Rosenstein und dem Präparatorium im Wilhelmsbau Ludwigsburg ist aufs äußerste erschwert! Die zweite Sorge ist die Größenfrage, denn für ein ausreichendes Unterkommen – ungerechnet späteren Mehrbedarf – benötigt das Museum genau den doppelten Raum. Die Botanische Abteilung (zur Zeit Tübingen und Ludwigsburg) und die Entomologische Sammlung (Stuttgart, Archivstraße 4) brauchen zwar nicht besonders viel Platz; wohl aber die Geologisch-Paläontologische Abteilung mit ihrem in Stuttgart und Ludwigsburg gespeicherten Riesenbestand von Schätzen. Es ist das dringendste Anliegen des Museums für die nächste Zukunft, daß die wertvollen, für vielerlei Zwecke selbst angewandter Art so notwendigen Sammlungen dieses Fachgebietes wieder zur Entfaltung kommen und nicht ein zweites Jahrzehnt verpackt und gefährdet, ja für die wissenschaftliche Arbeit kaum zugänglich ein fast ungenutztes Dasein führen. Ein Ergänzungsbau ist unerlässlich notwendig! Die Öffentlichkeit wird sich – so hoffen wir – demnächst überzeugen können, daß das Naturkundemuseum sich zu modernisieren verstanden und der Allgemeinheit, besonders den Schulen, Wertvolles zu bieten hat. Dann dürfen wir auf einen lebhaften Widerhall der Bestrebungen rechnen, auch die großen Schätze der Geologisch-paläontologischen Abteilung zu heben und diesen Reichtum aufzuschließen.

Schüz

Neues Kriegerehrenmal in Hedingen

Das berühmte und viel besuchte Ehrenmal hinter der Stadtpfarrkirche in Hedingen, das vor dem Hintergrund einer besonders schönen Landschaft (Alb zu beiden Seiten des Killertales) stand und seine Wirkung einem großen, mit Bronzeblech überzogenen Holzkreuz und zwei daneben stehenden Namenssteinen verdankte, ist nunmehr zu einem für die Gefallenen und Vermißten beider Weltkriege umgestaltet worden. Das Kreuz blieb stehen. Die Namen sind auf einer großen Querwand aus Schilfsandstein – freilich schwer lesbar – eingehauen worden.

Schw.

Neues zur Lebensgeschichte Johannes Reuchlins

Aus Anlaß des 500. Geburtstages des phorcensis Joannes Capnio-Reuchlin hat die Stadt Pforzheim eine großangelegte Festschrift herausgegeben, in der Kenner Reuchlins und des deutschen Humanismus mit bedeutenden Aufsätzen in manches Neuland vorstoßen. Für uns Württemberger ist der Beitrag von Hannsmartin Decker-Hauff (Stuttgart) insofern von besonderem Interesse, als er unvermutetes Licht auf des großen Gelehrten Stuttgarter Zeit wirft (zuerst als fürstlicher Rat unter Graf Eberhard und dann als triumvir und iuristischer Berater des „Schwäbischen Bundes“ unter Herzog Ulrich etwa von 1508 bis zu seinem Tod im Jahre 1522).

Nach Deckers Forschungen in den Steuerlisten der Stadt Stuttgart und dem glücklichen Fund eines oder zweier Verzeichnisse – es handelt sich zwar nur um Abschriften ein Jahrhundert später – der weitverbreiteten und im Spätmittelalter besonders gern von Männern aus der Ehrbarkeit aufgesuchten Salve-Regina-Bruderschaft kann es so ziemlich als erwiesen gelten, daß beide Frauen Reuchlins aus Württemberg, näher sogar aus Stuttgart stammten. Die erste, älter als ihr Mann – Decker brachte es durch ein scharfsinniges Kombinationsverfahren aus den genannten Urkunden heraus –, gehörte der sehr wohlhabenden Sippe der Müller an, die mit den Mühlen um Ditzingen zu den begütertesten Familien zählten. Der „Doktorin Gut“ ist jene urkundliche Wortbildung, die keinen Zweifel daran läßt, daß es sich um die Mitgift der ersten Frau des Doktors beider Rechte J. R. handelt. Ein Hänslin Müller dieser Ditzinger Sippe erscheint bereits unter den kräftigsten Steuerzahlern der Stadt Stuttgart. Das in Reuchlins Briefen oft erwähnte schöne und weiträumige Landgut ist im Mühlenbesitz seiner ersten Frau zu erkennen. Es lag bei Ditzingen. Als kundiger Genealoge hat Decker dann auch gleich das bekannte Wappen des Gelehrten untersucht. Er kombinierte wie folgt: Der mit Schnüren und Schellen versiegene untere Teil des Wappens ist ein Räucheraltar im Sinne des Alten Testaments. Er verdeutlicht Reuchlins Liebe zu der althebräischen Sprache und seine Verdienste um die Schaffung einer ersten hebräischen Grammatik und Wörterkunde im deutschen Raum. Der obere Teil aber, ein mehrspeichiges Rad, weist auf die Allianz mit der ersten Frau hin, deren Gut die einträglichen Mühlenräder Ditzingens waren. Es handelt sich also um ein zeitübliches sogenanntes redendes Allianzwappen.

Die Sippe der zweiten Frau ist durch Spuren aus den Steuerlisten von 1515/16 erkundbar, denn Reuchlin tritt hier als Schuldner für den Nachlaß von einer Sippe auf, die zu der Ehrbarkeit gehörte und die Namen Decker-Vautt (Stammsitz Cannstatt) birgt.

Die zweite Frau war erheblich jünger als ihr Mann, starb aber dennoch vor ihrem Gatten. Sie wurde im Friedhof von Sankt Leonhard begraben, wo sich dann auch Reuchlin beerdigen ließ. Die berühmte Grabplatte

mit der Inschrift „Sibi et posteritate“ hat nach Deckers Kombinationen nichts mit der zweiten Frau zu tun. Die Überlieferung ist durchaus sinnvoll, daß die Grabplatte ins Dominikanerkloster zu Stuttgart (Hospitalkirche) gehört, wo sie auch bis 1945 im Kreuzgang stand, denn sie ist von Reuchlin für die erste Frau gestaltet worden im Sinne einer der ganzen Familie gehörenden Platte, weswegen ihr Name dort nicht erscheint, was damals durchaus üblich war, wie Decker meint.

In dem schon genannten Verzeichnis der Salve-Beginabruderschaft finden sich nicht nur Namen aus der Verwandtsippe Reuchlins, hier steht auch sein eigener Name mit der Bezeichnung *sacerdos*. Danach, will man den Begriff *sacerdos* urkundlich wörtlich nehmen, hat der weltliche Gelehrte, der gekrönte Pfalzgraf, der Doktor utriusque iuris, vielleicht bedrängt durch die gefährlichen Verhältnisse der Zeit, als Herzog Ulrich geächtet war, eine Zuflucht in der Bruderschaft gesucht und hat zuletzt, wie das auch von anderen Humanisten überliefert ist, trotz ihrer Gegnerschaft zum Klerus, die Weihen als Priester erhalten.

M.

Der Räuber Spiegelberg

Schiller gibt in seinen „Räubern“ dem übelsten Schuft den Namen „Spiegelberg“, den Namen des kleinen Dorfes im Eisenlautertal. Das ist sicher kein Zufall. Aber der Zusammenhang zwischen dem Räuber und dem Dorf ist heute nicht mehr allgemein bekannt. Die Spiegelberger waren und sind so rechtschaffene Leute wie alle anderen in Schwaben. Und doch ist bei Spiegelberg eine Schuftei passiert, die den Vater des Dichters um einen guten Teil seines Vermögens brachte. Und das kam so.

Um 1770 glaubte man im Eisenlautertal, auf Erz fündig geworden zu sein. Silber und Kupfer, Blei und sogar Gold sollten in den Tiefen des Berges liegen. Der Sulzbacher Prälat Oettinger, der Geisterprediger, zog einen Fachmann zu, einen Bergrat Riedel aus Sachsen. Auf die Angaben und Behauptungen des Bergrats hin erfaßte ein wahres Goldfieber die ganze Gegend. Auch Herzog Karl Eugen glaubte sich schon als Herr von „Bergen silberschwer“. Überall wurden Bergwerksgesellschaften gegründet, und Stollen um Stollen wurde in die Tiefen der Keuperberge getrieben. Auch die Offiziere der Ludwigsburger Garnison taten sich zusammen. Unter leichtem, aber ausreichendem Druck des Herzogs gaben sie das Geld zu dem Stollen „Soldatenglück“, der in der Nähe von Spiegelberg angelegt wurde. Vater Schiller stieg besonders in das Geschäft ein. Und verlor beim Zusammenbruch auch besonders. Die Wut der Familie Schiller war groß. Und weil der wahre Schuldige am verschleuderten Geld nicht genannt werden durfte, erhielt der Oberschuft der Räuber den Namen des unschuldigen Dörfchens Spiegelberg. Aber es gab keinen in jener Zeit, der nicht gewußt hätte, wer gemeint war. Auch der Herzog wußte es – und verbot dem Schiller das Schreiben.

W. Koch

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, IV. Stock · Fernruf 24 13 98 · Geschäftszeit 8–16 Uhr

Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

Bodensee-Tage

Um es vorwegzunehmen: die Bodensee-Tage waren ein Wurf nach einem fernen Ziel: den Bodenseeraum im Ganzen zu verstehen. Nicht zuletzt muß, im Zeitalter sonderwissenschaftlicher Bestrebungen, dies die Aufgabe der Heimatkunde sein: die Heimat als Gesamtgestalt verstehen zu lehren und damit zu einer ganzheitlichen Bildung des Menschen beizutragen. Im Grunde war eben dies das Bestreben aller bisherigen Ferienkurse des Schwäbischen Heimatbundes gewesen. Dieser Versuch aber mußte angesichts der natürlichen und kulturellen Bodenseelandschaft deshalb besonders reizvoll sein, weil diese sich in einer schier unübersehbaren Fülle von Erscheinungen kundgibt, um deren Erfassung sich viele Fachgelehrte in einer Unsumme wissenschaftlicher Einzeluntersuchungen bemühten, während eine Gesamtdarstellung fehlt. Hier traf der Vortrag von Willy Baur ins Schwarze (siehe unten). Bezeichnend die bibliographische Lage. Wer sich über jene Erscheinungen unterrichten will, ist genötigt folgende Veröffentlichungen durchzuarbeiten: Die Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees Heft 1 1869 ff. (Gesamtinhaltsverzeichnis der bis dahin erschienenen Hefte in Heft 50/1922), das Bodenseebuch Band 1, 1914 ff., die Zeitschrift Alemannia Jg. 1 1926/27 ff., die Zeitschrift Montfort Jg. 1 1946 ff.; dazu kommen die Kunstinventare der Bodenseegegend und mehrere Sonderwerke wie „Die Kultur der Abtei Reichenau“ 2 Bände 1925, „Der romanische Kirchenbau des Bodenseegebietes von Jos. Hecht 1928, Hans Rott's Quellen und Forschungen zur Kunstgeschichte im 15. und 16. Jahrhundert, Bernh. Möking's „Sagen und Schwänke vom Bodensee“ und andere mehr. Dies alles bildete hinsichtlich der „Bodensee-Tage“ willkommene Voraussetzung. Aufgabe war, hieraus ein einheitliches und zusammenhängendes Bild zu entwickeln, ferner, dieses auf dem Wege verstandesmäßiger Erkenntnis gewonnene Bild durch die Anschauung lebendig zu machen, durch das unmittelbare sinnlich-seelische Erlebnis draußen in Natur und Landschaft, sowie vor den Geschichtsdenkmälern der Baukunst, den Werken der Plastik und der Malerei, der Musik und der Dichtung. Dies alles in einer Gemeinschaft von Menschen, die im Umgang mit der Heimat Entspannung und Bereicherung suchten und

darin zusehends zu einer Familie zusammenwuchsen. Daß dies möglich war, verdankt der Bund vor allem dem Entgegenkommen der Stadtverwaltung Tettnang mit Herrn Bürgermeister Gnädinger sowie Herrn Landrat E. Münch, wobei Dr. med. A. Frick der hochverdiente, von allen in Anspruch genommene Mittelsmann war.

Ort der Tagung war die „Stadt der Schlösser und Kapellen“ unweit des Sees, Tettnang, dessen Leben sich immer mehr um den „Bärenplatz“ an der Vereinigung mehrerer Landstraßen vor dem mittelalterlichen Torschloß entwickelt, während der eigentliche alte Burgfleck selbst, im Grunde aus einem einzigen Straßenraum bestehend, sich den Teilnehmern in einem sommerlichen Dornröschenschlaf bot; der vom Rathaus, einem Montfortschloß von 1667, der Georgskapelle von 1682 und dem Neuen Schloß des 18. Jahrhunderts gefaßte „Montfortplatz“ war Ausgangspunkt der Fahrten und Führungen. Im Neuen Schloß bot der Bacchussaal die Möglichkeit, die Teilnehmer zu Vorträgen zu sammeln, ein Saal, der, vor allem auf Grund seiner üppigen Barockausstattung, wie ein ins Künstlerische verklärtes, zur reinen Anschauung erhobenes Denkmal der Landschaft anmutet, die man von seinen Fenstern aus seewärts sieht: das reiche Land einer, im Natürlichen und Geistigen, gesegneten Fruchtbarkeit. Mit Natur und Landschaft machten mehrere Fahrten vertraut, darunter zwei ganztägige Fahrten auf dem See, dessen Spiegel eben damals – eine unerhörte Tatsache – innerhalb eines Tages um 14 cm gestiegen war (rund 77 Millionen cbm bei einem Gesamtinhalt von normal 48 000 Millionen cbm), so daß unter der Rheinbrücke von Konstanz nur ein knappes Durchkommen blieb. Den Teilnehmern wurde nichts vorenthalten: der Anblick von Meersburg, Überlingen, Konstanz, Lindau, Bregenz, Rorschach, Arbon, Romanshorn vom See, die im Sonnenglanz prangenden Bergwälder des Überlinger „Fjords“, der weite, glatte See ob dem Schweb, ein Gewittersturm mit den schäumenden Reihen brechender Wellenkämme, eine die Farben in der wechselnden Beleuchtung dauernd ändernde Wasserfläche, der selten befahrene Uferstrich von Bregenz über die Rheinmündung längs der östlichen Thurgauer Berge bis auf die Höhe von Romanshorn. Es

war ein stattlicher Teil des Gesamtumfangs des Sees (dieser beträgt 263 km), der dabei abgefahren wurde. Aber auch das Hinterland des Sees im Schusstal, dem Bregenzer Wald und den Schweizer Alpen kam zur Würdigung; hierzu dienten ein Spaziergang auf die Brünnensweiler Höhe bei Tettnang, eine Pfänderauffahrt und ein Besuch des Säntis, der allerdings seinen, immerhin gut Wetter verheißenden „Hut“ aufgesetzt hatte.

Die Erläuterungen zur Bodenseelandschaft gab Prof. Dr. H. Schwenkel. Er faßte seine Ausführungen folgendermaßen zusammen. Das landschaftliche Erlebnis dieses einzigartigen, paradiesischen Raumes rings um das Schwäbische Meer stand mit Recht für die meisten Teilnehmer im Vordergrund. Es war daher reichlich Gelegenheit gegeben, in das Verständnis und die Entstehung der Bodenseelandschaft einzuführen, so schon am Sonntag zum Teil auf der Brünnensweiler Höhe bei Tettnang (wo der örtliche Kenner, Oberstudienrat Dr. Grünvogel aus Friedrichshafen, um Erklärungen gebeten wurde), auf der Fahrt am 1. 8. im Sonderschiff zum Überlinger See und zum Untersee, desgleichen am 3. 8. im Obersee (Bregenz, Pfänder, Alter Rhein, Schweizer Ufer) und schließlich am 5. August bei der Omnibusfahrt Konstanz, St. Gallen, Schwägalp (mit Schwebebahn zum Säntis), Altstätten im Rheintal und zurück nach Tettnang. Besonders günstig war es, durch Lautsprecher allen Fahrgästen Erklärungen geben zu können, während dies unterwegs zu Land nur in einem der drei Wagen möglich war. Am Schluß der Fahrten konnte jeder Teilnehmer ein Gesamtbild der Bodenseelandschaft im Geist mitnehmen und sich über die zum Teil schwierigen geologischen Verhältnisse und erdgeschichtlichen Vorgänge ein klares, wenn auch schematisch vereinfachtes Bild machen, etwa wie folgt:

Die Bodenseelandschaft und der Bodensee selbst sind nur in Verbindung mit den Alpen, der Aufpressung und Überschiebung ihrer Gesteine, deren Erosion während und nach ihrer Entstehung sowie dem mehrmaligen Austritt des Rheingletschers in das Alpenvorland mit nachfolgender Abschmelzung zu verstehen. Den großartigsten Überblick gewährte der Pfänder, während der Gipfel des Säntis in den Wolken blieb. Die Gesteine, aus denen sich die Alpen aufzubauen, stammen aus dem Süden, dem einstigen weit größeren Mittelmeer (der Thetys), bald aus Küstennähe, bald aus Küstenferne. Sie sind von den gleichzeitig entstandenen Formationen in Mitteleuropa verschieden (alpine und germanische Fazies z. B. der Trias, des Jura und der Kreide). Südwestdeutschland war seit dem Ende der Jurazeit Festland. Die Alpen waren damals noch nicht vorhanden. Erst in der Kreidezeit läßt sich der Anfang ihrer Bildung nachweisen. Die eigentliche Auffaltung und Deckenüberschiebung etwa von Süden her erfolgte während der 60 Millionen Jahre dauernden Tertiärzeit in mehreren Phasen, besonders im Oligozän und im Miozän. Gleichzeitig sank das Voralpenland trogartig bis zu 3 km nach und nach

in die Tiefe und füllte sich mit dem Schutt der Alpen, Molasse genannt, bestehend aus Geröll, Sand und Schlamm. Der Molassetrog war zweimal vom Meer und zweimal von großen Süßwassерseen ausgefüllt, die den Schutt aufnahmen. Wo größere Flüsse einmündeten, warfen sie ihren Schutt in großen Deltas in die Meere oder Seen hinein, so wie es der Rhein mit dem Bodensee heute tut. Das urweltliche Bild der verschiedenen Mündungen des Rheines und der Bregenzer Aach, wie man es vom Pfänder aus sieht, mag den Vorgang veranschaulichen. Man unterscheidet eine untere und eine obere Meeressmolasse und eine untere und eine obere Süßwassermolasse in der Reihenfolge: Meer, See, Meer, See. Mit dem Fortschreiten der alpinen Faltungen und Überschiebungen, die man u. a. an den Geröllen in der Molasse ablesen kann, wird auch der Molassetrog gehoben (der Jura der Alb schräg gestellt) und randlich in die Gebirgsbildung hineingezogen, so daß die ältere Molasse (Oligozän) in den Voralpen vom Säntis her über das Appenzeller Land, den Bildstein, den Hochgratrücken bis zum Alpsee, ja bis Kempten und über die Iller hinüber in mehreren steil gestellten Schuppen bis zu 1800 m ansteigt und kettenartig von SW nach NO streicht. Parallel damit streicht in niedrigerer Lage die miozäne Molasse von St. Gallen über Rorschach nach Bregenz zum Pfänderrücken und zur Adelegg. Doch kommt das Oligozän und besonders das Miozän in meist sandiger Ausbildung riegs um den Bodensee bald auf Bergeshöhen (Gehrenberg bei Friedrichshafen, Schienerberg in der Höri, Busen bei Riedlingen), bald in Tobeln und an Talhängen zwischen oder unter dem Moränenschutt der Eiszeit zutage. Der fest verbackene Geröllfels der Hochgratkette oder des Schwarzen Grates oder unterhalb der Schwegler Alp nördlich des Säntis (aber auch am Rigi) wird gewöhnlich Nagelfluh (oder Konglomerat) genannt und ist nichts anderes als der oben erwähnte Deltaschutt der alpinen Flüsse der Tertiärzeit. Erst jenseits der Molasseberge beginnen die eigentlichen Alpen als ein Falten-deckgebirge, darin ortsfremde Gesteine des ältesten Tertiärs und der Oberkreide (Flysch), der Kreidezeit (Säntis- oder helvetica Decke), Jura, Trias, Perm und selbst kristalline Gesteine in unregelmäßiger Folge übereinandergeschoben sind. Die Kreidekalke des Säntis und des Hohen Kasten links des Rheines, des Hohen Freschen, der Winterstaude, des Hohen Ifen und des Grünten rechts des Rheines gehören der helveticen Decke an, die wurzellos ist und dem Flysch aufliegt. Der Jura der Canisfluh ragt sattelartig hervor. Dann folgen rechts des Rheines die ostalpinen Triasdecken mit Jura (Drei Schwestern, Allgäuer und Lechtaler Alpen und schließlich das Kristallin der Silvretta-Decke. Vom Pfänder sah man die Stirnseiten dieser Decken zu beiden Seiten der Bregenzer Aach wie erstarre gewaltige Gesteinswogen vor den Augen stehen.

In der pliozänen Erosionslandschaft der Alpen, der Voralpen und des Molassetroges begann vor etwa 800 000 Jahren die Arbeit des Rheingletschers und die Umfor-

mung in mindestens vier Eiszeiten (Günz, Mindel, Riß, Würm). Der Eiskuchen der Rißeiszeit war der größte. Er reichte im Hegau über den Hohentwiel hinweg zum Hohenstoffeln, in Oberschwaben über die Donau bei Sigmaringen und zu beiden Seiten noch am Bussen vorbei. Moränen, Schmelzwasserrinnen und Schotterterrassen sind noch erhalten. Die deutlichsten Spuren hinterließ aber die letzte oder Würmeiszeit, die in ihrer Endmoräne, den Rückzugsstadien (oder schwächeren Vorstößen) des Gletschers deutliche Wälle hinterließ, welche sich wie Girlanden um den Bodensee herumlegen (Singener, Konstanzer, Lindauer Stadium). Das sog. Bühlstadium ließ die eigenartige Drumlin-Landschaft als Grundmoränenbildung zurück (Lindau-Wangen, Brünnensweiler Höhe, rings um den Gehrenberg, Bodanrücke). Die Schmelzwasserrinnen und ihre Schotterflächen, einstige Stauseen und abflußlose kleine Becken sind überall zu beobachten.

Die Rinne des Bodensees lenkte schon zur Rißeiszeit den Eiskuchen des Gletschers nach Westen ab. Sie ist aber nicht vom Gletscher ausgehobelt noch etwa ein Rest der Tertiärseen, sondern der Bodensee ist ein diluviales Einbruchsbecken in Verlängerung des sog. Bondorfer Grabens über den fjordartigen Überlinger See zum Obersee (größte Tiefe 250 m), der sich den flachen Untersee als Gletschersee angliederte. Die Reichenau ist eine Moräne, die Mainau ein Molasseberg. Das Eis hat also den Bodensee nicht geschaffen, sondern den tektonischen Graben nur umgeformt.

In diesem Zusammenhang muß auch der schöne Nachmittag und Abend im Schloß Montfort, Langenargen, genannt werden. In dessen Vortragssaal wurden die Teilnehmer am Nachmittag unter Leitung von Herrn Dr. h. c. E. Kauffmann durch die Herren Dr. Teufel und Dr. Wachek mit der Arbeit des Institutes für Seenbewirtschaftung und Seenforschung bekannt gemacht. Dr. E. Kauffmann legte eingangs die Geschichte des Hauses bis zur Erwerbung durch einen eigens hierfür gegründeten Verein dar; er schloß dabei mit dem Dank an Prof. Dr. Schwenkel, mit dem ihn lange Jahre des Kampfes um Naturschutz und Landschaftspflege am See verbänden. Nachdem Dr. Teufel die wichtigsten geographischen Daten über den See gegeben hatte, sprach Dr. Wachek über fischerei- und abwasserbiologische Fragen. Hierbei wurde etwa folgendes ausgeführt. Mit 63 km Länge, 12 km größter Breite, 252 m größter Tiefe und einem Fassungsvermögen von etwa 48 Milliarden cbm bei 540 qkm Oberfläche stellt der Bodensee ein gewaltiges Becken am Nordrand der Alpen dar. Entstanden zum Teil durch Gletscherwirkung, zum Teil als Folge von Grabenbrüchen ist er heute im Begriff zu altern und wird nach 12 000—16 000 Jahren verlandet sein, wenn mit den rund 10 Milliarden cbm Wasser pro Jahr weiterhin etwa 3 Millionen cbm Gletschermaterial in Form feinsten Tonpartikelchen zugeführt werden. Rechnerisch ergibt sich eine Aufenthaltszeit für das einströmende Was-

ser von vierthalb Jahren, doch weichen die natürlichen Verhältnisse davon weit ab. Bis weit in den See hinein, ja zeitweise bis vor Langenargen und Friedrichshafen läßt sich mit Hilfe von Härtetestbestimmungen und Leitfähigkeitsmessungen das je nach Jahreszeit in Mengen von 200 bis 2000 cbm pro Sekunde zufließende Rheinwasser als strömender Körper im ruhenden See nachweisen. Neben dieser durch den Rhein bedingten Strömung aber greifen auch Wind- und Luftdruckänderungen strömungsbildend in den Haushalt des Bodensees ein. Winde aus dem Schüssental z. B. treiben große Wassermassen gegen das schweizerische Ufer hin, und es kommt nicht selten vor, daß vor Friedrichshafen ausgesetzte Schwebnetze am nächsten Morgen vor dem gegenüberliegenden Ufer geholt werden müssen. Andererseits drücken warme Fallwinde aus dem Süden als sog. Föhn auf die große Wasserfläche und bringen die oberflächlichen Wasserschichten in schwingende Bewegung. Und in ständigem Wechsel bringen Tag und Nacht und Sommer und Winter die oberflächlichen Wassermassen zur Erwärmung und Abkühlung und bedingen eine mannigfache Entwicklung des Lebens in den Regionen des Ufers, des freien Wassers, der häufig (von der „Wysse“ zum „Schweb“) steil abfallenden Halde und durch Nahrungszufluhr aus absterbenden oberflächlich lebenden Organismen aus in der Tiefe. Jedes Jahr bildet sich neu eine etwa 30 bis 50 m dicke, an Organismen reiche Oberfläche über einem dauernd etwa 4 Grad kalten Tiefenwasser. Und jedes Jahr vergeht mit dem Einsetzen der Kälte der größte Teil des Lebens, um aus Dauereiern, Dauersporen und anderen Überwinterungseinrichtungen im nächsten Jahr neu zu erstehen.

Mannigfaltig ist das Leben im See, von wirtschaftlicher Bedeutung unter all den Pflanzen und Tieren sind heute nur die Fische. Unter den begehrten Edelfischen ist die räuberisch lebende Seeforelle zu nennen; sie laicht in den Zuflüssen des Bodensees, heute vor allem in den österreichischen Zuflüssen, die zwar ebenso wie die deutschen und schweizerischen Zuflüsse stark mit Abwässern belastet sind, infolge hoher Wasserführung aber immer noch gute Sauerstoffverhältnisse aufweisen.

Der Brotfisch der Bodenseefischer, ebenfalls zu den Salmoniden gehörend, ist der Felchen. Er lebt im Gegensatz zur Forelle als Friedfisch, und nur gelegentlich wird ein 3 bis 4 cm langes Beutefischchen in dem kleinen Maul oder im Magen eines 30 bis 35 cm langen fangreichen Felchen gefunden. Der Gesamtertrag der Blaufelchen hat sich in den letzten Jahren wenig geändert, denn sie laichen in der Seemitte über noch immer relativ saubrem Schlack ab, während die in Ufernähe lebenden Silberfelchen bereits starken Rückgang zeigen; der Laich der ebenfalls im Winter laichenden Silberfelchen fällt im Gegensatz zu dem der Blaufelchen häufig in den heute bereits weit verbreiteten Faulschlamm, wo er verdirbt. Anders ist es bei den Sommerlaichern, minderwertigen Fischen wie Barsch und Brachsen. Ihr Laich klebt an den Laichkräutern hoch über dem verschmutzten Boden, und

bei dem durch die Abwässer reichlich gedüngten Ufer mit seiner mannigfachen Lebewelt, die als Futter dient, zeigen sie eine zahlenmäßige Aufwärtsentwicklung. Darüber darf auch die Tatsache, daß früher gelegentlich einmal bis zu 300 Zentner Brachsen in einem Netz gefangen wurden, nicht hinwegtäuschen; heute ist es bei dem starken Badebetrieb, den allenthalben verstreuten Campingplätzen und dem regen Verkehr mit Motor- und Ruderbooten so, daß die Schwarmbildung durch dauernde Beunruhigung verhindert wird und daß gleichzeitig die Zahl der Fischer zugenommen hat; andererseits stellen sich die Fische an den Futterplätzen von früher nicht mehr in Schwärmen ein, da heute überall Abwässer in großen Mengen in den See fließen und der Tisch für die Fische überall gedeckt ist. Zu allem Überfluß kommt aber heute in modernen Kühlwagen entgrätetes Fischfleisch von der Nord- und Ostsee und drückt den Preis des gräti gen Weißfischfleisches so, daß der Fang sich kaum noch lohnt und nur von älteren Fischern ausgeübt wird, die körperlich nicht mehr in der Lage sind, das schwere Klusgarn zu ziehen.

Begehrte Fische im See sind ferner Hecht und Zander, letzterer erst 1880 eingesetzt und gefördert. Der Aal im Bodensee ist von geringer Bedeutung. Die mit dem Dorsch verwandte Trüsche hingegen gilt als Leckerbissen, und die Leber dieses Fisches ist ganz besonders begehrt. Schon zur Zeit der Besetzung des Bodenseegebietes durch die Römer soll Trüschenleber nach Rom befördert worden sein.

Um den Fischbestand zu heben und zur Hauptverkehrszeit am Bodensee genügend fangreife Edelfische zur Verfügung zu haben, werden Edelfische in mehreren Anstalten künstlich erbrütet. Beim Aussetzen dieser kleinsten Fischchen entstehen durch Raubfische große Verluste, und so ist man dazu übergegangen, die etwa 1 cm langen Fischchen in sogenannten Vorstreckanlagen mit aus dem See gefangenem Plankton, das sind in erster Linie die als Wasserflöhe bekannten Kleinkrebschen, bis auf eine Länge von 3 bis 4 cm heranzufüttern. So fällt die Zeit des Aussetzens erstens in die frühen Sommermonate statt in den Frühling mit seiner Armut an Nahrung im See, und zum anderen sind die Fischchen wendiger und können ihren Feinden entgehen.

Mit der Bevölkerungszunahme in den letzten Jahrzehnten und einer immer stärkeren Industrialisierung der Einzugsgebiete hat das Leben im See tiefgreifende Veränderungen erfahren. Wo früher Kies und Sand war, ist heute vielfach Faulschlamm mit der charakteristischen Lebewelt (Schwefelbakterien, Schlammröhrenwürmer). Auch im Hinblick auf die 23 bestehenden Trink- und Brauchwasserentnahmewerke und die große im Bau befindliche Leitung nach dem Innern des Landes Baden-Württemberg sind diese Veränderungen höchst unerwünscht. Kostspielige Filteranlagen müssen heute schon zwischengeschaltet werden, und bei weiter zunehmender Verschmutzung werden Schwierigkeiten auftreten, wie sie z. B. heute am Zürichsee vorliegen. Es wird in Zukunft

besonderes Augenmerk auf die chemischen, biologischen und bakteriologischen Veränderungen im See zu richten sein, um diesen schönen Voralpensee dem Erholungssuchenden wie dem hier tätigen Fischer und nicht zuletzt als Trinkwasserreservoir für unabsehbare Zeit zu erhalten.

Dr. Kauffmann und Prof. Dr. Schwenkel griffen zum Schluß lebhaft in die Aussprache ein, wobei letzterer den Sinn aller Bemühungen der letzten Jahrzehnte dahin zusammenfaßte, daß es nun Aufgabe des Menschen sei, die Störung des Gleichgewichtes der Lebewesen im See zu beseitigen. Hier darf auch auf den Warnruf von Regierungsrat Dr. Dietz vom Landratsamt Tettnang bei der Eröffnung der Bodensee-Tage hingewiesen werden: „Das Ufer ist ein Gefahr, einerseits einer ausdehnungs-freudigen Industrie, andererseits einem billigen Vergnügungsbetrieb anheimzufallen. Helfen Sie uns, das wirklich Wertvolle zu erhalten!“

Nach einem gemeinsamen Felchenessen wurde der Tag durch eine „Kleine Abendmusik am See“ der Orchestervereinigung Collegium musicum, Friedrichshafen, unter Leitung von Musikdirektor Anton Elflein im Saal des Schlosses Montfort beschlossen.

Die geschichtlichen Grundlagen legte Prof. Dr. Dr. h. c. Theodor Mayer aus Konstanz mit einem Vortrag über den Bodenseeraum in der deutschen Geschichte, der zur feierlichen Eröffnung der Woche am Abend des 30. Juli im vollbesetzten Bacchussaal des Neuen Schlosses gehalten wurde. Der Bodensee, so wurde gesagt, ist nicht nur eine natürliche, sondern eine geschichtliche Landschaft. Das Geschehen in dieser geschichtlichen Landschaft ist eng mit der Entwicklung des alemannischen Herzogtums verbunden. Die Alamannen, die zwischen 260 und 400 die Römer zurückgeschlagen, ab 496 jedoch unter die Botmäßigkeit der Franken gelangen, werden im Raume südlich des Rheins und des Sees wohl erst im 7. Jahrhundert, vor allem unter dem merovingischen König Dagobert, mit dem fränkischen Reich verbunden. Um 600 wird der an der Stelle des römischen Castrum errichtete Bischofsitz Konstanz kirchlicher Mittelpunkt der Seelandschaft. 650 folgt das Kloster St. Gallen, von dem der Apostel des Allgäus, der hl. Magnus, auszieht; 724 wird das Kloster Reichenau gegründet. In der Katastrophe von Cannstatt 746 wird die Machtgrundlage des aufständischen alamannischen Herzogtums zerschlagen; sie konnte nie wieder aufgebaut werden. Die Folge ist der Zerfall des alamannischen Siedlungsraums in mehrere Hochadelsherrschaften, von denen, neben den Alaholfingern aus einer Nebenlinie des Herzogshauses, die schon nicht mehr rein alamannischen Udalrichinger für das Seengebiet zu nennen sind. Nur an der Schussen bleibt eine Lücke in der Herrschaft der Udalrichinger, durch die später von ihrer ostschwäbischen Heimat die Welfen vordringen werden. Die zweite, jüngere Herzogslinie, die aus Rätien kommenden Burkardinger, setzen sich in Kämpfen gegen die an der oberen Donau sitzenden

Alaholzinger im Hegau fest (Hohentwiel). Eine zweite Katastrophe ereilt das alamannische Herzogtum unter Herzog Ernst; die Bischöfe von Trient und Brixen erhalten die Besitzungen des Herzogshauses. Im weiteren Geschichtsverlauf gewinnt der Gegensatz zwischen Zähringern, die den Schwarzwald überschreiten, und den Inhabern des jüngsten schwäbischen Herzogtums, den Staufern, Bedeutung; er endet mit einer Scheidung des gesamtalamanischen Raumes in nordsüdlicher Richtung. Der Untergang des staufischen Hauses im 13. Jahrhundert führte dann zur endgültigen Auflösung des schwäbischen Herzogtums. Die Habsburger waren bestrebt, das schwäbische Herzogtum wieder aufzurichten, ohne Erfolg, da sie scheitern am bündischen Gedanken (Schweiz) und an den aufgekommenen Territorialherrschaften (erinnert sei dabei auch an die Montfort, die aus pfalzgräflich Tübingen'schem Haus in die Bregenzer Burkardinger einheiraten und aus denen sich die Geschlechter der Grafen von Werdenberg und Fürstenberg abzweigen). Die hieraus folgende politische Zersplitterung hat indessen im Bodenseegebiet kulturelle Kräfte freigemacht, die bei zentraler Lenkung wohl kaum zur Auswirkung gelangt wären. Großer Gewinner sind zuletzt die Städte, im Bodenseegebiet allen voran Konstanz. Mit Recht wurde gesagt: „Die Bodenseelandschaft war im Mittelalter auf der Grundlage der Leinen- und Barrentweberei eine einheitliche Wirtschaftslandschaft mit Konstanz als Zentrum... So bildete das Bodenseegebiet den Typus einer historischen Landschaft, die weniger durch die Politik als durch Wirtschaft und Kultur zusammengeschlossen war.“ Die schwache, politische Aktivität des Bodenseeraumes erhellt aus den in Diagrammform dargestellten Königstineraren; erst unter Friedrich I. rückt das Bodenseegebiet in das Spannungsfeld der Reichspolitik. Rudolf von Habsburg geht bereits andere Wege: seit etwa 1218 wird der Gotthard beschritten; die Bündner Pässe, die nur vom Bodensee aus zugänglich sind, sind damit entwertet, ohne freilich ihre Bedeutung für den südwestdeutschen Handel zu verlieren.

Dr. Frick zeichnete die Umrisse einer Siedlungsgeschichte des württembergischen Bodenseegebietes. In der Trockenzeit um 2000 v. Chr. ziehen die jungsteinzeitliche Siedlungen westlich um den See südlich bis Arbon, nördlich bis etwa Manzell (die Pfahlbaudörfer; keine Wasser-, sondern wassernahen Landbauten auf Pfahlrosten im Moorggrund). Eine größere Trockenzeit um 1200 schafft die heute weiter im See gelegenen bronzezeitlichen Siedlungen. Die frühe Eisenzeit (Hallstattzeit) bringt die Besetzung durch die donauaufwärts gekommenen Illyrer, wobei die Gegend zwischen Schussen und Bregenz durch Rodung für die menschliche Kultur gewonnen worden zu sein scheint. Hallstattzeitliche Erdbefestigungen lassen sich vor allem um das mittlere Argental nachweisen; genannt wurde die Lenensburg. Um 500 treffen wir überall die Kelten (La-Tène-Kultur), im Norden die Vindelizier, im Süden die Helvetier, an der Rheinmündung die

Räter und um Bregenz die Brigantier. Um 15 v. Chr. überschreitet Tiberius den Rhein an einem großen See, vermutlich dem späteren Lacus Brigantius, dem Bodensee (so genannt nach der fränkischen Königspfalz Bodman), wobei ihm eine Insel im See zum Stützpunkt diente (Mainau?). Nachgewiesen ist eine Römerstraße, die in Richtung Friedrichshafen – Eriskirch – Kreßbronn führte, Spuren römischer Villen sind selten. Der Alamanneineinbruch des Jahres 260 schafft die Voraussetzung für die alamannische Besiedlung des nördlichen Seeraumes im 4. Jahrhundert; in Bregenz sitzen damals noch die Römer. Nordwestlich können die Lentiaener nachgewiesen werden. Die -ingen-Dörfer Teuringen, Ailingen, Kehlingen (später Kehlen) sind alte Siedlungsmittelpunkte. Erst Theoderich scheint den Alamannen nach 496 Siedlungsraum in Vorarlberg und dem Thurgau gegeben zu haben, soweit nämlich keine romanische Bevölkerung saß. Die -weiler-Orte deuten auf persönliche Einzelgründungen schon der karolingischen Zeit; die Eigennamen der Siedler sind urkundlich belegbar. Die Einzelsiedlung bestimmt auch in der Folge das Gesicht des Landes. Keine Markungen also, keine Dörfer, kein Dorfleben! Auf kirchlicher Grundlage kommt es zu Gemeindebildungen; auch Sitte und Brauch wachsen in der Pfarrei. Die Vereinödung, d. h. die planmäßige Zusammenlegung des bäuerlichen Grundbesitzes, die nicht immer mit Aussiedlung verbunden war, wurde genannt. Weithin gestaltgebend waren sodann die Klöster, vor allem St. Gallen, die Reichenau, Salem, Weißenau und Weingarten; in dem vom Allerheiligenkloster Schaffhausen aus gegründeten Kloster Langnau befand sich die Erbgrabstätte der Grafen von Montfort. Im 12. bis 13. Jahrhundert siedelt sich sowohl der Hochadel (Gebhardsberg, Heiligenberg) als auch der Niederadel auf den Höhen an; es entsteht Burg an Burg. Tettnang ist das klassische Beispiel für eine künstliche Stadtgründung im Anschluß an eine Burg bei bereits vorhandenem Weiler; bezeichnend die Regelmäßigkeit der Anlage (1000 Fuß Länge, bei 50 Fuß Breite für jede Hofstätte). Endlich entstehen auf Grund des wachsenden Handels im Bodenseegebiet die Städte wie Konstanz, Überlingen, Buchhorn, Lindau, Ravensburg. Als Siedlungsform der neueren Zeit wurde die Heimatvertriebenensiedlung Schussenreute angeführt.

Dr. P. Kläui skizzierte in seinem Vortrag „Kulturelle Beziehungen zwischen Süddeutschland und der schweizerischen Eidgenossenschaft im ausgehenden Mittelalter“ zunächst die für das Verständnis der kulturellen Beziehungen wichtigen politischen Verhältnisse. Er bezeichnete dabei die Entwicklung der Eidgenossenschaft als das Ergebnis der territorialstaatlichen Entwicklung. Der „Ewige Bund der Waldstätte“ (Uri, Schwyz und Unterwalden) vom Jahre 1291, geschlossen zur Wahrung der Freiheiten der Waldstätte gegenüber dem habsburgischen Territorialfürstentum, war dabei nicht unbeeinflußt von gewissen Vorgängen im Reich (Landfriedensbestrebungen). Wechselnde Bünde sind in der Folge Auftakt zum

Anschluß an die Eidgenossenschaft. Erinnert wurde an den 1319 von Herzog Leopold von Österreich mit Zürich, St. Gallen und Schaffhausen geschlossenen Landfrieden, an den weiterreichenden Städtebund von 1327, der Mainz, Speyer, Worms, Konstanz, Zürich, Überlingen, St. Gallen, Bern, Kyburg und wenige Wochen später auch die drei Waldstätte umfaßte. 1331 folgte ein Landfriedensbund zwischen Lindau, St. Gallen und anderen Beteiligten. Bald schließen sich wichtige Städte an die Waldstätte an; 1332 Luzern, 1351 Zürich, 1352 Glarus und Zug, 1353 Bern. Gleichzeitig wird die 1315 in der Schlacht am Morgarten beginnende Loslösung von Österreich durch die Siege von Sempach (1386) und bei Näfels (1388) fortgeführt. Die Niederlage der schwäbischen Städte bei Döffingen 1388 vertieft die Kluft zu den Eidgenossen, die ihrerseits 1444 bei St. Jakob an der Birs das französische Armagnakenheer zurückwerfen – wir ergänzen hier den Vortragenden – und in der Folge ein Bündnis mit Frankreich schließen, sowie sich im Burgunderkrieg 1474–77 gegen Burgund behaupten, schließlich durch weitere Beitreitte weiter ausgreifen. 1501 erfolgt der ewige Bund mit Schaffhausen, das vom Schwäbischen Städtebund im Stich gelassen worden war. Gleichzeitig nimmt Rottweil seine Beziehungen zur Eidgenossenschaft auf, die 1519 zu einem ewigen Bund mit den Eidgenossen führen, der jedoch infolge konfessioneller Zwistigkeiten ohne Wirksamkeit blieb. Mit dem Schwabenkrieg des Jahres 1499 schied im übrigen die Schweiz tatsächlich aus dem Reich aus, dem sie indessen rechtlich bis 1648 angehörte. So gehen die politischen Geschicke von Deutschland und der Schweiz auseinander, nicht ohne daß jedoch die wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen lange noch von anhaltender Kraft gewesen wären. Man kann in dieser Hinsicht von einer Einheit sprechen, die mindestens bis in das 15. Jahrhundert währte. Es war vor allem die Leinwanderzeugung und der Leinwandhandel, dazu der Salzhandel und Geldgeschäfte, welche die Grundkräfte des wirtschaftlichen Lebens im Bodenseegebiet bildeten. Die Ravensburger Gesellschaft hat ihren Kommissionär in Bern, das ihr den Weg nach dem Westen öffnet. Eine Berner und St. Galler Gesellschaft war die „Girsbach-Warth-Gesellschaft“, so genannt nach den beiden beteiligten Familien; sie unterhielt rege Beziehungen zu Nürnberg mit Export bis nach Spanien. Metallwaren und Safran bildeten die Haupt Handelsgegenstände. Peter Warth siedelte schließlich überhaupt nach Nürnberg über, wo er sich mit Ursula Pirckheimer verheiratete. Einen weitreichenden Einfluß hatten die Messeplätze, vornehmlich Zurzach. Die Zurzacher Septembermesse um das St. Verenastift wurde vor allem von Memmingen, Wangen, Kempten, Isny, Biberach, Nördlingen, Nürnberg, Eßlingen, Horb besonders besucht; die Tuchmacher von Weilderstadt hatten ein eigenes Haus in Zurzach. Die Thermalquellen von Baden bei Zürich, Maria Einsiedeln als Wallfahrtsort waren besondere Anziehungspunkte für den Norden und Osten. Ausführlich äußerte sich der Vortragende

über persönliche Beziehungen, so etwa wird Nikolaus von Wil 1445 Ratsschreiber in Nürnberg, 1449 in Eßlingen und schließlich Kanzler des Grafen Ulrich von Württemberg. Umgekehrt beispielsweise Erhard Heidegger von Nürnberg 1503 Bürger von Zürich, ebenso 1469 Kaspar Schneefelder von Landshut. Heinrich Göldli aus Pforzheim, Bürger von Heilbronn und dort 1415 geächtet, entweicht nach Zürich. Schaffhausen zieht die Büchsenmacher an, Zürich und Luzern beziehen ihre Steinmetzen aus Oettingen und Nördlingen (Hans Felder, tätig beim Bau der Wasserkirche Zürich, der Schweizerischen Ruhmeshalle, ferner an der Oßwaldkirche Zürich); Stephan Rützensdorfer aus Passau baut die Großmünstertürme in Zürich aus. Der frühere Küchenjunge und spätere Abt von St. Gallen, Ulrich Rösch, ein wirklicher Regierer, scheint aus dem Schwäbischen zu stammen. Das Frauenmünster in Zürich war die Versorgungsstätte oberschwäbischen Adels; genannt wurden die Äbtissinnen Anna von Hewen, deren Bruder Heinrich von Hewen Bischof von Konstanz ist, Sybilla von Helfenstein, Katharina von Zimmern. Schließlich muß noch der gern besuchten eidgenössischen Feste gedacht werden. Bezeichnend, daß am großen Freischießen von 1504 in Zürich Armbrustschützen aus ganz Oberdeutschland teilnehmen: aus Stuttgart 7, aus Riedlingen 52, aus Ravensburg 180, aus Waldsee 73, aus Weingarten 72, aus Wangen 120, aus Rottweil 110 (mit anderen Bürgern). Nürnberg war mit ersten Familien vertreten, wie den Tuchern, den Kraft. Den ersten Preis gewinnt ein Augsburger mit 110 fl., ein Ereignis das sogar in der Augsburger Stadtchronik vermerkt wurde. Erst die Glaubensspaltung beeinträchtigte diese Beziehungen.

Der Vortrag von Dr. A. Schahl über das „Bodenseegebiet in der bildenden Kunst“ vermittelte zunächst einen Eindruck von der überaus großen Zahl der kunstgeschichtlichen Erscheinungen an und um den See, von denen ein gut Teil in z. T. farbigen Lichtbildern vorgeführt wurde. Er setzte sich im übrigen die Klärung des kunstgeographischen Begriffes „Bodenseegebiet“ zum Ziel und erhob in diesem Zusammenhang: 1. die Frage nach den verschiedenen Kunzzentren der natürlichen Bodenseelandchaft, den künstlerischen Auftraggebern (vor allem den Bauherrn), 2. die Frage nach dem Einzugsgebiet der Seekunst, d. h. nach der Herkunft ihrer künstlerischen Kräfte (passive Seite) und 3. die Frage nach dem Einflußgebiet der Seekunst von etwa 800–1800 (aktive Seite). Es wurde dabei deutlich, in welch weltweiten Beziehungen – sowohl passiver als auch aktiver Art – diese Kunst stand. Voraussetzung der starken künstlerischen Fruchtbarkeit ist das Vorhandensein einer größeren Zahl von wirtschaftlich starken Herrschaften am See; unter diesen wurden besonders hervorgehoben die Klöster St. Gallen, Reichenau, Petershausen, Rheinau, Katharinental, Allerheiligen Schaffhausen, Salem, Hofen, Weißenau, Weingarten, Damenstift Lindau, Mehrerau, Münsterlingen, ferner die Städte Konstanz und

in weitem Abstand Überlingen, Lindau und Bregenz, endlich die Grafen von Montfort, von Fürstenberg und der Deutsche Orden (Mainau); eine besondere Stellung nimmt der Bischof von Konstanz ein. Die Frage nach dem künstlerischen Einzugsgebiet der Seekunst führte in ein weites Feld; Offenheit gehört zum eigentümlichen Wesen der Seekunst, die sich allezeit starken Einflüssen darbietet, vor allem insoweit sie aus dem Westen und Süden kommen (Richtung des Rheinlaufes). Eine viel zu wenig bekannte merowingische Monetarmünze aus Bodman (mit Aufschrift Bodano), vermutlich der Mitte des 7. Jahrhunderts, wurde darin als Auftakt verstanden, und in der Folge ein dichtes Netz von stilistischen Beziehungen dargelegt, in das die Bauten der Reichenau, die Kirchen der Hirsauer Reformarchitektur sowie der verschiedenen Mönchsorden, die Stadtpfarrkirche von Überlingen, die Burgen und Schlösser am See, die Bauten der Vorarlberger Schule und die Werke der Wessobrunner Meister verflochten sind; besondere Würdigung erfuhr in diesem Zusammenhang die Plastik des 14. Jahrhunderts im Seengebiet, die „formale Schulung an französischer Kathedralplastik“ (Ilse Futterer) und Einfluß der oberrheinischen Kunst nicht verleugnet, ferner die Konstanzer Malerei des 14. bis 15. Jahrhunderts, an der der Einfluß französischer und burgundischer Malerei, vor allem der Miniaturwerke, festzustellen ist (besonders faßbar bei der Manesse'schen Liederhandschrift). Die Frage nach den künstlerischen Auswirkungen der Seekunst führte zu erstaunlichen Feststellungen: Bodenseegebiet in der Architektur und in der Wandmalerei war vom 9. bis 11. Jahrhundert ganz Oberschwaben, wobei die Austrahlungen bis zur Nordalb reichen. Im 18. Jahrhundert sind es die Baumeister des Bregenzer Waldes, die die Wandpfeilerkirche zunehmend mit Zentralbau-tendenzen durchsetzen, so Franz Beer, Peter Thumb und allen voran Andreas Moosbrugger. Bodenseegebiet in der Plastik war, nicht zuletzt ausstrahlend vom Meister Heinrich von Konstanz und dem Dominikanerinnenkloster Katharinental, im 14. Jahrhundert das ganze westliche Oberschwaben und die nördliche Schweiz; im 15. Jahrhundert sind die der Konstanzer Heiderwerkstatt angehörenden Bildhauer Hans Henkel und Heinrich Yselin hervorzuheben, ferner, schon ins 16. Jahrhundert hinüberführend, der einflußreiche Jakob Ruß und verschiedene Ravensburger Meister, dazu später die Glöckler, Moll und Zürn aus Überlingen, Hans Morinck in Konstanz. Das 18. Jahrhundert sieht das Seengebiet unter dem Einfluß der Mimmenhausener Feichtmayer-Werkstatt und ihrer Nachfolger; Georg Anton Machein wirkt in Überlingen, Franz Anton Kuen in Bregenz, Jakob Thurner in Langenargen. Die Malerei, die mit den weit hin ausstrahlenden Leistungen der Reichenauer Monumental- und Miniaturmalerei anhebt, läßt erkennen, daß im 14. bis 15. Jahrhundert, ähnlich wie in der Plastik, Oberschwaben und die Nordschweiz, unter Einschluß von Zürich, zum Bodenseegebiet gehören; Lukas Moser, Konrad Witz und Stefan Lochner haben mittelbar in dieser

fortschrittlichen Seemalerei ihre Voraussetzungen, wobei allerdings die unmittelbare Abkunft von Witz aus Konstanz fragwürdig ist, während hingegen Lochner aus Meersburg zu stammen scheint. Erstaunlich ist die Zahl der um 1500 in Konstanz, aber auch in St. Gallen und Winterthur arbeitenden Maler. Von dem auf dem Gebiet der Graphik einflußreichen Meister E. S. wird angenommen, daß er ein Konstanzer Goldschmied war. Giovanni d'Alemannia stammte aus Radolfszell. Im 18. Jahrhundert wird Konstanz wiederum Sitz bedeutender Maler, darunter J. K. Stauders, Franz Jos. Spiegler und Franz Lud. Hermanns; in Bregenz wirkt Matthäus Zehender. Aus Langenargen stammt Andreas Brugger und der geniale Franz Anton Maulpertsch. In Schwarzenberg wurde Angelika Kauffmann geboren. Die Leistungen des Seengebietes auf dem Gebiet der Glasmalerei, der Goldschmiedekunst, der Kunstschriften, des Glockengusses und der Kunsthafnerei wurden angedeutet. Abschließend wurde eine zusätzliche Frage gestellt, die, ob es dem Wesen und Gehalt nach „Bodenseekunst“ gegeben habe. Vielleicht, so wurde geantwortet, insofern, als die Kunst immer in besonderer Weise „schwäbisch“ war (der durch die mundartliche Entwicklung bestimmte Begriff des „Alemannischen“ spielt hier keine Rolle). Sie war schwäbisch zunächst im Überschwang der Fruchtbarkeit schlechthin, die einer starken im schwäbischen Wesen verwurzelten Gegensätzlichkeit entspringt, der nämlich einer starken, zur Vergegenständlichung drängenden Sinnlichkeit und einer weltüberlegenen Geistigkeit. Sie war schwäbisch im besonderen Sinn in der hoch entwickelten und gezüchteten Innerlichkeit, die in den Plastiken des 14. Jahrhunderts in der lyrisch seligen Übereinstimmung in Gottes Willen schwelgt und sich der Entstofflichung und Vergeistigung der künstlerischen Formgebilde, sowie der Darstellung der überkörperlichen flächenhaften malerischen Gesamtzusammenhänge hingibt. Sie war schwäbisch in der fast gedanklichen Klarheit des architektonisch konstruktiven Gefüges, der den Überschwänglichkeiten einer hinreißenden Dynamik abholden und darin zeitentnommenen Statik der Bauten der Vorarlberger Meister. Gerade von hier aus gesehen ist der Bodensee nicht nur das Schwäbische Meer, sondern, um einen Ausdruck von Jos. Hecht zu gebrauchen, das „Schwäbische Mittelmeer“.

Viele in diesem Vortrag behandelten Werke konnten auf den Fahrten aufgesucht werden, so Konstanz mit seinen charakteristischen Turmhäusern, den Weberfresken des 14. Jahrhunderts in der „Kunkel“, dem patriarchischen Gesellschaftshaus zur Katz, dem malerischen Rathaushof, dem Münster nebst der Heiliggrabkapelle und dem ehem. Dominikanerkloster Heinrich Susos, dem heutigen Insel-Hotel; ferner die Kirchen der Reichenau, einschließlich der Schatzkammer in Mittelzell, und die Mainau mit den herrlichen Feichtmayer-Plastiken der Schloßkapelle. In Bregenz führte Dr. Aldo de Bene durch die Stadt; die eindrucksvolle Ruine der 1647 zerstörten Montfortburg auf dem Gebhardsberg zu besichtigen,

lockte es eine kleinere Gruppe von Teilnehmern. In St. Gallen erläuterte Landeskonservator Genzmer die Kirche; im prächtigen Bibliothekssaal waren die wunderbaren Miniaturwerke und der sog. Plan von St. Gallen wieder zugänglich. Eine nachmittägliche Fahrt galt dem Besuch von Meersburg, wobei es möglich war, nicht nur die Kapelle, sondern auch das Treppenhaus des neuen Schlosses zu sehen (für das Treppenhaus hat Balthasar Neumann Entwürfe gefertigt), ferner dem Besuch der Wallfahrtskirche Birnau und der Stadt Überlingen mit Münster, Franziskanerkirche, Kapelle St. Jodokus, Rathaus und Reichlin-Meldegg'schem Haus; hierbei führten wiederum Landeskonservator Genzmer und Dr. Schahl. Nicht versäumt war worden in Konstanz der Besuch des Rosengartenmuseums (mit Führung von Frau Dr. von Blandenhagen) und in Bregenz des Vorarlberger Landesmuseums, durch das Prof. W. Rusch in der launigsten Weise führte. Tettnang selbst war durch Dr. A. Frick auf einem nachmittäglichen Spaziergang erläutert worden, während Dr. Schahl durch das Neue Schloß führte, dessen Feichtmayer-Dekoration im ersten Stock des Vorderflügels, einschließlich der Erkertürme, den Teilnehmern unvergeßlich bleiben dürfte.

Von Langenargen besuchte eine Gruppe der Teilnehmer die Pfarrkirche Eriskirch mit ihrem reichen und ikonographisch hoch interessanten Freskenschmuck aus dem frühen 15. Jahrhundert (Hostienmühle, Legende von den drei Lebenden und Toten, Schmerzensmann mit Geräten der täglichen Arbeit), den schönen Glasmalereien und drei kostlichen Muttergottesfiguren des 14. und 15. Jahrhunderts.

Willi Baur wies in seinem Vortrag „Das Bodenseebuch von Gustav Schwab und der Laßbergkreis“ zunächst auf die achtunggebietende wissenschaftliche Leistung des Freiherrn von Laßberg hin, dem ein Jakob Grimm schreibt: „Was ist mein armseliges Tun gegen Ihre große und erfolgreiche Arbeit!“ Auch Uhland hatte durch von Laßberg viel gewonnen; ein Empfehlungsbrief Uhlands begleitete Gustav Schwab, als er an den Bodensee reiste, um die Arbeit an seinem Bodenseebuch aufzunehmen. Über Schwab wird die Verbindung zu Lenau, Karl Mayer und dem Kreis um das Kernerhaus hergestellt (vgl. M. Binder, Jos. von Laßberg und seine schwäbischen Freunde, Konstanz 1934). 1850 besucht Justinus Kerner Meersburg und äußert sich über sein Verhältnis zu von Laßberg: „Lieber Gott, ich danke dir, von einem so edlen Manne geliebt zu werden!“ Pfisters, Stälins, Memmingers, auch Vanottis Arbeiten sind mittelbar auch eine Frucht von Laßbergs als stillen Mitarbeiters. Seinem Stand und Beruf nach war Freiherr Joseph Maria Christoph von Laßberg (1770–1855) fürstl. Fürstenberg'scher Landesforstmeister und später Besitzer von Schloß Epishausen im Thurgau, dann der Meersburg; verheiratet war er mit einer Schwester der Annette von Drost-Hülshoff, die neben ihm auf dem Friedhof oberhalb Meersburgs, unweit von J. A. Mesmer, begraben liegt.

Es darf als einer der bedeutendsten Förderer der germanistischen Wissenschaft in Süddeutschland in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts angesehen werden (Liedersaal, erschienen 1829–1835 in 4 Bänden). So ist es nur zu gut zu begreifen, daß Gustav Schwab die Beziehungen zu dem überlegenen Kenner der mittelalterlichen Literatur- und Geistesgeschichte am See (vgl. Max Binder, Joseph Freiherr von Laßberg und sein Anteil an der Geschichtsschreibung des Bodenseegebietes, Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, Heft 57) aufnahm, als es galt, an das Bodenseebuch zu gehen; in vielen Stellen dieses Werkes wird von Laßbergs Mitwirkung greifbar. Der Gedanke des Bodenseebuches stammt von dem gleichermaßen geschäftstüchtigen wie gebildeten Joh. Friedrich von Cotta, der die „Chance“ des Geburtsjahres des Bodensee-Ausflugsverkehrs wahrgenommen hatte (1825, nachdem am 10. 11. 1824 der Dampfer „König Wilhelm“ und wenige Tage später der „Max Joseph“ zum erstenmal in See gestochen waren). Gustav Schwab hätte sich bei ihm durch seinen Albführer des Jahres 1823 empfohlen. Schwab selbst war mit seinem Werk nicht zufrieden, es sei „für die Gebildeten nichts, für die Laien zu breit“. Trotzdem fand es Anklang. Schon 1840 kam die 2. Auflage heraus. Es ist das erste Buch, welches das Bodenseegebiet nach allen seinen Erscheinungen, im Raum und in der Zeit, als Ganzes darstellt. „Zu einem solchen Buch“, so schloß der Vortragende, „haben wir es bis heute nicht wieder gebracht“.

„Der Bodensee im Spiegel der Dichtung hieß der Abend, welcher der Dichtung des Bodenseegebietes gewidmet war; Mitwirkende waren Frau Rose-Marie Lamprecht und Dr. Hans-Karl Paetzold (Rezitationen), sowie Mitglieder der Orchestervereinigung „Collegium musicum“ Friedrichshafen (Musikdirektor Anton Elflein), die die kammermusikalischen Zwischenspiele bestritten, übrigens auch bei der Eröffnung am Abend des 30. Juli die „Deutsche Tafel-Music“ des Jakob Banwart aus Konstanz (1652) vorgetragen hatten.

Bei der Auswahl der Dichtungen war das Thema streng beachtet worden. Man hörte deshalb keine Werke von Dichtern, die am See lebten oder leben, sondern Gedichte und Ausschnitte aus Erzählungen, die das Erlebnis des Sees in den Bereich der künstlerischen Gestaltung erheben. Anfang und Ende machten zwei ergreifende Zeugnisse des Heimwehs nach dem See, das eine, ganz besonders auf die Reichenau bezogen, von Walafried Strabo:

„Meine Tränen fließen, denk' ich,
Wie mir einst so wohl gewesen,
Da die Reichenau dem Knaben
Noch, die sel'ge, Obdach gönnte.
Heilig mir allzeit und teuer,
Mutter du, geweiht den Heil'gen,
Ehrenwürdig, hochgepriesen,
Frommer Brüder, sel'ge Insel.“

Das andere, den Abend beschließende, war von Eduard Mörike:

Bald an die Ufer des Sees, der uns von ferne die Herzen
Lockt in jeglichem Jahr, Glückliche! kehrst du zurück,
Tag und Nacht ist er dein mit Sonn' und Mond, mit
der Alpen

Glut und dem trauten Verkehr schwebender Schiffe
dazu.

Denk ich an ihn, gleich wird mir die Seele so weit wie
sein lichter
Spiegel, und bist du dort – ach, wie ertrag' ich es hier?

Wer vergäße im übrigen etwa die rührenden Strophen
der Minnesänger, von denen einer seiner Frau mehr Liebes
wünscht, als Tropfen in den Bodensee fließen, ein
anderer – Hugo von Montfort – die Liebhaber, die Prahlhanse und Schwätzer sind, im See ertränken will, oder
wer erfähre nicht die Kraft der unmittelbaren Aussage
in den Versen des Schenken Konrad von Landecge:

„Immer muß ich denken,
wie's jetzt sei am Rhein
um den Bodensee ...“

Es folgte Oswald von Wolkenstein mit seinem Loblied
auf Kostnitz (Konstanz):

„O Paradies! Am Bodensee
zu Konstanz, fand ich endlich dich ...“

Dann hörte man die kaum bekannte Ode von Michael Beuther, die dem Bodensee den Vorzug vor vielen anderen
ähnlichen Landschaftsstichen gibt:

„Aber wenn du auch vieles erblickst, was dich mahnt an
den Pontus.

Hier ist der Schwaben Land, hier ist das Schwäbische
Meer.“

In C. Simrocks komischem Gedicht „Die schwäbische Ilias“
lebten die sieben Schwaben mit ihren Abenteuern am See
auf, wobei man einiges über die Seeweine erfuhr:

„Der Seeweine gibt es aber dreierlei:
Die erste und die beste Gattung sei
Der Sauerampfer, schmeckt etwas besser
als Essig, und verzichtet nur das Maul, nicht die Fässer.

Der andre heißt der Dreimännerwein:
Der soll schon viel räßer und säurer sein
Als Essig; doch gebührte sich,
Man hieß ihn den Viermännerwein eigentlich.

Der erste nämlich, der muß ihn trinken,
Darum hält ihn der zweite fest zur Linken,
Der dritte hält ihn zur Rechten fest,
Daß er ihn vom vierten auf die Zähne sich schütten läßt.

Aber die schärfste Gattung doch bleibt
Der Rachenputzer, der den Schleim vertreibt
Und alles mit führt und mit sich rafft,
Eine äußerst heilsame Eigenschaft.

Nur daß, wer mit dem Wein im Leibe
Sich schlafen legt, nicht liegen bleibe
auf einer Seite bis zum Tagen,
Er fräß ihm sonst noch ein Loch in den Magen.“

Bekannt und doch, im Vortrag von Dr. Hans-Karl Paetzold, neu war „Der Reiter über den Bodensee“ von Gustav Schwab; die weniger dankbaren Gedichte „Die Schöpfung des Bodensees“ und „Graf Gero von Montfort“ waren zurückgestellt worden. Von Annette von Droste-Hülshoff wurde, außer den berühmten Meersburger Gedichten, eine seltene Briefstelle über Langenargen zu Gehör gebracht. Es folgte Emanuel Geibel. Das herrliche Gedicht „Heimkunft“ von Friedrich Hölderlin mit seinem Lobgesang auf das „glückselige Lindau“ und Strophen aus der „Idylle am Bodensee“ von Eduard Mörike waren das Köstlichste unter dem Gehörten. Der Humor kam in Jos. Viktor von Scheffels katzenjammerlicher „Mettnaustimmung“ und Hans Heinrich Ehrlers „Rattenfänger von Buchhorn“, der die ganze Menschheit in den See führt, welcher darum nur einige Zentimeter steigt, zum Wort. Daß Wilhelm Raabe uns in dem „Marsch nach Hause“ eine Bodenseenovelle geschenkt hat, dürfte vielen unbekannt gewesen sein. Unter den Seedichtungen von Ludwig Finckh und Wilhelm von Scholz war die Wahl schwer gefallen. Von Hermann Hesse hörte man Ausschnitte aus einer sommersonnensatten Malerei des Untersees. Emanuel von Bodmans im Grunde mystische Lyrik wurde durch das Gedicht „Steinewerfen“ zur Anschauung gebracht; Hermann Lingg, Maria Müller-Göggler, Rudolf Oehring kamen mit erlesenen lyrischen Gedichten zur Geltung. Unter den Werken neuerer und neuester Erzähler durfte schließlich „Der liebe Augustin“ von Horst Wolfram Geißler nicht fehlen.

Der Donnerstagabend war der Tonkunst gewidmet. Unter dem Thema: „Tausend Jahre Musik am schwäbischen Meer“ machte Willi Siegle durch ausgewählte Tonbandwiedergaben und Lichtbilder Hauptstationen der Musikentwicklung im Bodenseegebiet vom Ende des 8. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts gegenwärtig und erläuterte in großen Zügen ihre Problematik und Bedeutung. Er verweilte eingehender bei der uns fernerliegenden Zeit des frühen Mittelalters und zeigte einleitend als frühestes Zeugnis einer Musikausübung bei den Alemannen die in einem Alemannengrab in Oberflacht gefundene Rotta, ein keltisches Musikinstrument, das auch in Miniaturen irischer Handschriften aus der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts abgebildet ist. Sodann ging er besonders auf die Musikpflege in den Klöstern St. Gallen und der Reichenau ein. In ihren Sängerschulen wurden die jungen Alemannen mit dem Kirchengesang der katholischen Kirche, dem Gregorianischen Choral, bekannt gemacht, den sie dann ihrerseits durch die Tropen und Sequenzen bereicherten. Es wurden genannt als Repräsentant von St. Gallen der um 830 im Thurgau geborene Notker Balbulus, aus dessen Kreis das Media vita zum

Vortrag kam, während die Reichenau durch den 1054 gestorbenen Hermannus Contractus mit dem Salve Regina vertreten war. Aus dem Kloster Weingarten ist ein Mysterienspiel aus dem 13. Jahrhundert überliefert. Aus diesem „Planctus Sampsonis“ wurden Teile wiedergegeben. Anschließend wurden als Beispiel weltlicher Musik ein Minnelied des Hugo von Montfort in der Vertonung von Bürk Mangolt aus dem Jahr 1414 sowie Lichtbilder vom Meister des Wolfegger Hausbuches dargeboten, in denen bürgerliches und höfisches Musizieren im 15. Jahrhundert dargestellt sind. Mit einer vierstimmigen Communio aus Heinrich Isaacs „Choralis Constantinus“ mit der im Bistum Konstanz üblichen Melodie begannen die Zeugnisse mehrstimmiger Vokalmusik. Es folgte ein Reformationschoral in der Bearbeitung des aus dem Bodenseegebiet stammenden Benedict Ducis und eine Motette des in Weingarten wirkenden Lassoschülers Jacob Reiner aus dem Jahr 1599. Das 17. Jahrhundert war vertreten durch eine Choraltoccata des von 1613/16 in Lindau tätigen Organisten Joh. Ulrich Steigleder, während die zwei folgenden Klaviersonaten des aus Wurzach stammenden Ottobeurener Benediktiners Franz Schnizer und des in Buch bei Tettnang geborenen Weingartener Benediktiners Meingosus Gaele für die Pflege geselliger Musik in den oberschwäbischen Barockschlössern zeugten.

Diese in andeutenden Strichen entworfene Skizze ließ bei den Zuhörern eine Ahnung entstehen von der reichen Mannigfaltigkeit musikalischen Lebens, das einst rings um den Bodensee auch heute noch beachtens- und liebenswerte Blüten hervorbrachte.

Der abschließende Heimatabend hatte als Programm: „Tettnang vom Funkensonntag bis zur Fasnet.“ Nach einem Marsch der Stadtkapelle Tettnang unter Leitung von Kapellmeister Sittner sagte ein Trachtenmädchen ein Begrüßungsgedicht auf, und die beiden Gesangvereine Liederkranz und Sängerbund sangen mit Musikbegleitung das von Rektor Rebstock verfaßte und vertonte Tettlinger Heimatlied. In der Einführung erinnerte Dr. Frick an das, was der bayerische Oberamtmann 1806 nach München schrieb: „Die Tettnanger leben noch so, wie in jenen goldenen Zeiten der Grafen von Montfort, als sie diesen

Grafen halfen, die Einkünfte einer ganzen Grafschaft durchzubringen.“ Die Landjugend gestaltete den Funkensonntag, Sonntag nach Fasnet, der hier mit Abbrennen von Feuern und dem nachfolgenden Funkenlöschen immer noch gefeiert wird. Das Lied „Auf dem Berg so hoch da droben“ wurde gemeinsam gesungen, danach das weitere Gedicht „Dettlang“ vorgetragen. Der Sängerbund unter Leitung von Herrn Nothelfer sang darauf zwei Lieder. Sodann trug Dr. Frick einige Grablieder des Ritters Michael von Jung vor, der 1858 als Kaplan in Tettnang starb. Nach einem schwäbischen Liederpotpourri der Stadtkapelle sprach Dr. Frick ein Gedicht über das Paradies beim Bodensee; der Liederkranz unter dem Dirigenten Hauplehrer Mast sang das Bodenseelied von Karl Haller. In einer kleinen Szene führte die Landjugend den Schluß der Hopfenrente vor mit einem Hopfenbrockerlied und einem Hopfentanz (beides von Karl Haller vertont), sowie der Hopfensau, zu welcher diejenige Hopfenbrockerin ausgerufen wird, welche als letzte mit dem Brocken fertig wird. Einführend hierzu bemerkte Dr. Frick, daß es sich bei der Hopfensau nicht um eine Schönheitskönigin handle, wie vor einigen Wochen von einem Stuttgarter Professor behauptet wurde. Nach einer Vorführung von Turnerinnen sang der Liederkranz noch zwei Lieder, und dann wurde gemeinsam das Tettnanger Nationallied gesungen: „In dr Lacha batschet Krotta, d'Mucka tanzet an dr Wand, Tettnang, du bist s'schönste Städtle, weit und broit im Schwobaland*.“ Nun kam als Abschluß – und vielleicht als Höhepunkt – die Tettnanger Fasnet. Der Ehrenobernarr führte den Tettnanger Narrensprung vor, wie er am Gumpeten Donnerstag aus dem Rathaus herauskommt. Da kamen die Hopfennarren, die Gätterlet und Gickeler und zuletzt noch die Hopfensau und tanzten zu den Klängen des Tettnanger Narrenliedes auf der Bühne herum und zuletzt durch den Saal, daß die Teilnehmer ganz aus dem Häusle kamen. Bei den Klängen des Liedes: „Muß i denn ...“ ging man schließlich auseinander.

* Da dieses schöne Lied auch von anderen Städten für sich in Anspruch genommen wird und von Eisenbahnrat Sinn für Backnang gedichtet worden sein soll, wären wir für entsprechende Mitteilungen dankbar.

Veranstaltungen im Winterhalbjahr 1955/56

Die Veranstaltungen außerhalb Stuttgarts werden von den Vertrauensmännern, wie üblich durch Vervielfältigungen und die Tagespresse bekannt gemacht. Im folgenden sind deshalb nur die Vorträge für Stuttgart und Umgebung angezeigt. Wir bitten alle Mitglieder, für den Besuch der Veranstaltungen im Freundes- und Bekanntenkreis zu werben. Der Eintritt ist im allgemeinen frei; es wird jedoch um einen freiwilligen Unkostenbeitrag gebeten.

Der Bodensee - das Kleinod Schwabens

*Vortrag von Dozent Dr. W. Carlé
mit Farblichtbildern*

Mittwoch, 9. November, 19.30 Uhr in der Aula der Staatsbauschule, Kanzleistr. 29. An Hand einer Reihe von glänzenden Original-Farbaufnahmen wird der Vortragende das Bodenseegebiet sowohl nach seinem natürlichen landschaftlichen Gefüge als auch seinem künstlerisch kulturellen Gepräge zu der lebendigsten Anschauung bringen, wobei Bekanntes mit Unbekanntem, viel und doch nie häufig genug Gesehenes mit unbeachteten Schönheiten abseits der großen Straße wechseln soll. Aus allem soll eine Art Morphologie des Seegebietes erwachsen, die den Blick schult für die reiche Fülle der vielfältigen Erscheinungen und den Sinn weckt für das charakteristische Ganze.

Die türkische Trophäensammlung des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden

*Vortrag von Dr. Ernst Petrasch
mit zum Teil farbigen Lichtbildern*

Montag, 5. Dezember, 19.30 Uhr im Saal der Technischen Werke Stuttgart, Lautenschlagerstr. 21. Als Einleitung wird eine kurze Charakteristik des „Türkenlouis“ gegeben; anschließend folgt eine Vorführung der von diesem gesammelten Trophäen aus den Türkenkriegen im Lichtbild.

Der Naumburger Dom und seine Bildwerke

*Vortrag von Dr. Mühlmann, Jena
mit Lichtbildern*

Mittwoch, 11. Januar, 19.30 Uhr im Hörsaal des Landesgewerbeamtes, Kienestr. 18.

Württembergische Landschaften ändern ihr Gesicht

– aus der Arbeit des Landschaftspflegers und
Landschaftsarztes –

Vortrag von Dozent Dr. K. Buchwald

Leiter der Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege

mit Farblichtbildern

Mittwoch, 8. Februar, 19.30 Uhr im Saal der Technischen Werke, Stuttgart, Lautenschlagerstr. 21.

Die Waldenser im heutigen Baden-Württemberg

– in das Geschick ihres Volkstums, insonderheit das
ihrer Sprache –

Vortrag von Dr. Friedrich E. Vogt

mit Lichtbildern und Tonbandaufnahmen

Mittwoch, 7. März, 19.30 Uhr in der Aula der Staatsbauschule, Kanzleistr. 29.

Wer kennt die Heimat?

*Geselliges Beisammensein
Vorführung von Farbaufnahmen unserer Mitglieder
nebst Preis-Bilderraten*

Mittwoch, 4. April, 19.30 Uhr (Ort wird noch bekanntgegeben). Hierbei werden die im Jahre 1955 bei unseren Veranstaltungen gemachten Aufnahmen gezeigt (Bodenseetage, Pfingsttage, Studienfahrten).

Berichtigung

Meine im letzten Heft der „Schwäbischen Heimat“ veröffentlichte Besprechung des Bandes Wangen der Württembergischen Kunstdenkmäler ist im folgenden Punkt zu berichtigen:

„Die zusammenfassende kunstgeschichtliche Einleitung ist die Arbeit von Dr. Adolf Schahl unter ergänzender Mitwirkung von Dr. Graf Adelmann.“

Fleischbauer